BASTEI

STERNEN FAUST

Krieg in der Hohlwelt

Band 55 • Deutschland 1,75 €
Österreich 1,95 € • Schweiz 3,50 CHF • Dänemark 15,75 DKR
Belgien 2,10 € / Luxemburg 2,10 € / Niederlande 2,10 € / Frankreich 2,10 €
Italien 2,10 € / Spanien 2,40 € / Griechenland 2,40 € / Portugal cont. 2,40 €





Krieg in der Hohlwelt

von Luc Bahl

Er hetzte keuchend durch das Unterholz. Die Sengulian-Lianen blieben mit ihren feinen Widerhaken an ihm hängen, zerrissen, zogen sich blitzartig zusammen und schlugen in ihrem Todeskampf wie Peitschenhiebe auf ihn ein. Sie zerrten immer wieder ganze Fetzen aus seinem Fell, und er reckte den Kopf so hoch wie möglich, um sein Gesicht, die empfindliche Nase und die großen Augen vor den Lianenschlägen zu schützen.

Ein Fehler. Denn deshalb hörte er das Surren nicht. Erst als sich die Schlinge um seinen Hals legte und ruckartig zusammenzog, begriff er voller Panik, was geschehen war …

Er taumelte. Von einem Moment zum nächsten blieb ihm die Luft weg. Instinktiv bohrten sich seine Krallen in das dünne Seil, das sich unerbittlich um seinen Hals geschnürt hatte. Vergeblich versuchte er, seine Krallen noch zwischen Hals und Schlinge zu schieben. Je mehr er an der würgenden Schnur zog, desto enger wurde sie. Die Führungsleine, die aus der Wurfangel herausgeschnellt worden war, war straff gespannt. An ihrem Ende hing die tödliche Schlinge, die sich um seinen Hals gewunden hatte. Der Jäger – zweifellos einer seiner Kameraden – wollte ihn unter keinen Umständen entkommen lassen. Ihm wurde schwarz vor Augen. Verzweifelt versuchte er, wenigstens noch einen winzigen Luftrest in seine flatternden Lungen zu saugen. Vergeblich. Mit einer seltsamen Klarheit war ihm bewusst, dass zuerst sein Gehirn versagen, bevor auch der Rest seines Körpers aufgeben würde.

Zu oft hatte er selbst schon den Todeskampf seiner Gegner beobachtet, die er mit der Jagdschlinge eingefangen hatte, um sich Illusionen über sein eigenes Schicksal zu machen. Trotzdem gab er einfach nicht auf. Aber auch das war völlig normal …

*

Jede Normalität schien an Bord der GRALASH außer Kraft gesetzt. Selbst der Begriff, sich *an Bord* eines Raumschiffes zu befinden, bedurfte bereits einer Veränderung des herkömmlichen Denkens. Nein, die GRALASH war kein Raumschiff in dem Sinne, wie sie es kannte. Es handelte sich viel mehr um eine fliegende Stadt – und Dana Frost war in diesem monströsen, unüberschaubaren Gebilde gefangen, versklavt von den Morax, am unteren Ende einer Hierarchie, die nur Fressen oder Gefressenwerden kannte.

»Wir sind sprichwörtlich am Ende einer Nahrungskette angelangt«, seufzte Dana Frost, und zerquetschte abwesend eine kleine Spinne, die über ihren Handrücken krabbelte.

Bran Larson nickte bejahend und verzog das Gesicht zu einem schiefen Grinsen.

Dana starrte den einst wohlbetuchten Kaufmann des DIT-Konsortiums fragend an. »Du gibst mir recht und gleichzeitig lachst du darüber?«

»Für das unterste Ende der Nahrungskette hast du dich in erstaunlich kurzer Zeit aus der Masse der Sklaven hochgearbeitet«, sagte Bran. »Was auch gut ist. Ansonsten würde es uns Dank Xygor'ans Verschwinden nicht so gut gehen. Bei richtigem Ärger wäre ich dir kaum eine große Hilfe.« Die Strahlung, die an Bord des Morax-Schiffes herrschte, setzte ihm immer mehr zu.

»Xygor'an. Wo mag er sein? Ich muss gestehen, mich beunruhigt diese Tatsache mehr, als ich mir selbst erklären kann …«

»Der Instinkt einer Kriegerin.« Bran lachte. »Beim Star Corps impft man euch so lange mit Misstrauen, bis es euch in Fleisch und Blut übergegangen ist.«

Dana nickte. »Es gibt ein anderes Wort dafür«, sagte sie, »Überlebenstraining …«

»Und das hilft dir auch hier an Bord der GRALASH, weshalb ich mir erlaube, so gut es möglich ist, in deiner Nähe zu bleiben. Du erkämpfst dir eine zunehmend bessere Position! Ich helfe dir dabei, so gut ich kann, aber …«

»Ohne dich wäre es mir hier übel ergangen, als ich an Bord gekommen bin. Keine Sorge, ich lasse dich nicht im Stich.«

In den Sklavenquartieren an Bord der GRALASH herrschten die J'ebeem. Diese sahen Menschen zwar ausgesprochen ähnlich, waren ihnen allerdings körperlich deutlich überlegen. Das Erste, was Dana passiert war, war, dass sie zusammengeschlagen und ihrer gesamten Habe – die Kleidung eingeschlossen – beraubt worden war. Bran verdankte sie es, dass sie überhaupt noch lebte.

»Es ist nicht ungefährlich, sich aus der Masse hinauszuarbeiten«, sagte Dana nachdenklich. Sie umklammerte ihre beiden wertvollsten

Besitztümer. Den kleinen Translator, der es ihr ermöglichte, sich in dem Völkergemisch an Bord verständlich zu machen, und die platt gedrückte Bleikugel, die seit ihrer ersten Bekanntschaft mit dem Hauch des Todes an einer Kette um ihren Hals hing. *Gott, wie lange ist das schon her!*

Es kam ihr wie eine Ewigkeit vor. Neben der Kugel baumelte jetzt auch der kaum handballengroße Translator. Ihre Star Corps Uniform war zerschlissen und dreckig. Dennoch war sie besser gekleidet als die meisten hier. Was aus dem Rest ihrer Ausrüstung geworden war, darüber konnte Dana nur spekulieren, aber sie bezweifelte, dass sie sie im Fall einer Flucht finden und mitnehmen könnte.

Wie kann ich überhaupt an Flucht denken?, schimpfte sie mit sich. Um aus einem kampfstarken Riesenschiff wie diesem fliehen zu können, bedurfte es mehr als nur eine platt gedrückte Kugel und einen Translator und einen Mitgefangenen wie Bran Larson. Dem Mann waren durch die Strahlung beinahe alle Haare ausgefallen, seine Augen schimmerten gelblich. Heute Morgen war er sich übergebend auf die Knie gesackt und hatte sich erst nach mehreren Minuten erholt.

Dana begann – obwohl sie dieser Gedanke gleichzeitig wurmte – das ebenso einfache wie perfekte System an Bord der GRALASH zu bewundern. Die rigide Hierarchie bis in die untersten Ebenen hinab schuf ein System ständiger Abhängigkeit und Kontrolle.

»Ich glaube, du kannst gar nicht anders …«, fuhr Larson fort.

»Was? Was kann ich nicht anders …«

»Es ist deine Natur, Dana, dich aus der Masse herauszuarbeiten. Wenn du eines nicht willst, dann im grauen Sumpf versinken.«

»Mag sein, dass du recht hast«, antwortete Dana. »Aber es fällt mir trotzdem schwer, diese aufmunternden Worte positiv zu sehen.«

»Noch ist es zu früh für einen Lagerkoller.«

»Keine Angst, Bran. Ich kann mich beherrschen, auch wenn alles aussichtslos erscheint. Aber denk mal dein eigenes Bild weiter: die graue Masse an Sklaven, aus der wir uns erheben. Weißt du, wie mir das vorkommt …«

Der ehemalige Kaufmann schüttelte den Kopf.

»Wie ein Pickel. Wie ein Eiterpickel. Ich brauche dir nicht zu erklären, was man damit macht …«

Bran Larson wollte gerade zu einer Entgegnung ansetzen, als Dana abwehrend die Hand hob. Sofort verstummte er. Auch er hörte jetzt das leise, schleifende Geräusch, das Dana aufgeschreckt hatte. Dana und Bran hatten ein kleines abgetrenntes Areal in der riesigen Halle mittlerweile ganz für sich allein. Das verdankten sie Danas Position in der Sklavenhierarchie. Die zusammengeschobenen Lumpen, auf denen sie lagen und sich von den Anstrengungen der letzten Stunden ausruhten, stanken längst nicht mehr so, wie sie es noch zu Beginn getan hatten, als Dana in diesen Albtraum der Sklavenhölle hineingeworfen wurde.

Ich beginne mich daran zu gewöhnen! Der Gedanke erschrak sie.

Es waren leise, schlurfende Schritte, die sich näherten. Es war beinahe Nachtphase, was bedeutete, dass die Morax das Licht sehr stark heruntergeregelt hatten. Hier und da leuchtete eine Lampe, doch von denen hatte Dana noch keine für sich erobern können.

Die Schritte verstummten. Doch keine Sekunde später schob sich ein dunkler Schatten vor den Eingang.

*

Etwa zur gleichen Zeit, viele Lichtjahre entfernt, hielt auf der Erde ein unscheinbarer Gleiter vor einem alles andere als unscheinbaren Gebäude, das sich rund hundert Stockwerke hoch in den Himmel erhob. Die glitzernde Fassade des Hochhauses war mit zahlreichen Säulen verziert, die keine stützende Funktion besaßen, sondern nur dazu da waren, den Blick der Betrachterin, die gerade dem Gleiter entstieg, auf ein gewaltiges, rundes Fenster zu lenken. Dieses kreisförmige Fenster war allein so groß wie ein Mehrfamilienhaus und beherrschte die Mitte dieses Gebäudes wie ein einzelnes, alles überschauendes Auge.

»Bitte treten Sie zur Seite«, sagte eine freundliche Stimme neben der rothaarigen, zierlich wirkenden Frau, die auf zehn Zentimeter hohen Stilettes mit einigen sicheren Schritten der Aufforderung der scheinbar aus dem Nichts kommenden Stimme nachkam. Neben ihr schob sich ein dünnes Geländer aus dem Boden. Auf der anderen Seite sank jetzt ihr Gleiter in die Tiefe, wo er von automatisierten Traktorbändern erfasst und an seinen Parkplatz in der Tiefgarage unterhalb des Gebäudes transportiert wurde.

Valentina Duchamp ließ die kaum kreditkartengroße Fernbedienung, mit der sie ihr Fahrzeug verschlossen hatte, in der Tasche ihres plissierten Rocks verschwinden und stieg die Stufen zum Haupteingang hoch.

Noble Adresse, dachte sie, als sie den Eingangssaal betrat. Sie wollte schon nach links abbiegen, um sich am Empfangstresen anzumelden, doch eine sanfte Berührung an der Schulter ließ sie augenblicklich innehalten. Mit überraschender Wendigkeit schnellte sie herum. Der junge Mann, der mit dieser flotten Reaktion offensichtlich nicht gerechnet hatte, konnte im letzten Moment verhindern, gegen sie zu prallen. Beide registrierten genau, dass seine linke Hand wegen ihrer unvermuteten Drehung jetzt kaum noch einen Millimeter von ihrer wohlgeformten rechten Brust entfernt war. Hastig zog er sie zurück.

»Ent … entschuldigen … Sie«, stammelte er und rieb verlegen die Hand an seinem dunkelblauen Maßanzug, als er müsse er sie abtrocknen.

Niedlich, dachte Valentina. Es entzückte sie jedes Mal, wenn junge, muskulöse, kraftstrotzende Kerle wegen ihr erröteten. *Eindeutig Militär, vielleicht sogar ein Marine. Jedenfalls ein Soldat, der schon lange keine Zivilkleidung mehr getragen hat.* Der breitschultrige Mann, der

mindestens anderthalb Köpfe größer war als sie, schien im Boden versinken zu wollen.

»Bitte?«, sagte sie.

»Sie … Sie … werden erwartet«, noch immer flatterte seine Stimme vor Nervosität. Hier inmitten der belebten Eingangshalle hätte sie mit einem einzigen, spitzen Schrei einen Skandal verursachen können, der die Karriere des Mannes nachhaltig gestört, möglicherweise sogar vernichtet hätte. Mit einer winzigen Bewegung, so schoss es Valentina durch den Kopf, hätte sie ihren Busen in seine Hand ablegen können; gleichzeitig laut genug aufgeschrieen, wären etliche Zeugen auf die eindeutige Szenerie aufmerksam geworden.

Ein maliziöses Lächeln stahl sich über ihre Lippen. *Du bist grausam*, dachte sie. *Er ist noch so jung! Mindestens zehn Jahre jünger als du …*

»Sooo …«, sagte sie gedehnt.

»Der Admiral«, keuchte er heiser, »der Admiral erwartet Sie. Würden Sie mir bitte folgen …«

*

»Du«, sagte der Schatten vor der Einstiegsöffnung mit überraschend hoher Stimme, »mitkommen. Milan D'aerte erwartet dich …«

»Einer von D'aertes Eunuchen …«, flüsterte Bran Larson. »Im wörtlichen Sinne – Ich komme«, sagte er laut und stemmte sich auf die Beine.

»Nicht du«, erwiderte die Piepsstimme. »Die Frau.«

Verdammt!, dachte Dana. *Unerwartete Aufmerksamkeit von oben ist nie gut.* Besonders da der J'ebeem, der an der Spitze der Sklavenhierarchie stand, für seinen abnormen sexuellen Geschmack bekannt war. Er suchte sich seine Gespielinnen meist in anderen Rassen.

»Was habe ich eben gesagt«, zischte sie zu Bran und erhob sich. Der massige Körper, der sich vor die Einstiegsluke des toten Gangs geschoben hatte, wich ein Stück zur Seite. »Pickel, Eiterpickel …« Am Eingang des Arbeitsraumes, von dem der tote Gang abging, stand eine Horde von neun, zehn grau-braun gewandeter J'ebeem, mit Knüppeln bewaffnet.

»Milan D'aerte erweist dir die Ehre«, kicherte der Eunuch, »und lässt dich durch ein paar Männer seiner Eskorte bewachen.« Der monströs fette, hoch gewachsene Koloss watschelte hinter Dana her und gab ihr ein paar mal einen Klaps auf den Po, um sie zu einem schnelleren Tempo anzuregen.

Bleib ruhig!, ermahnte sie sich. *Das lohnt sich nicht, noch nicht …*

Es entsprach also der Wahrheit, was ihr bisher nur gerüchteweise zu Ohren gekommen war. Gelegentlich hatten sich die Klatsch-Magazine im intergalaktischen Unterhaltungs- und Info-Netz sensationslüstern darüber ausgelassen. Geglaubt hatte sie es nie. Bis eben. Es gab sie also tatsächlich, die berühmt-berüchtigten Eunuchen der j'ebeemschen

Halb- und Unterwelt. Milan D'aerte war demnach nicht nur zusammen mit seiner schlagkräftigen, rechten Hand Breg Suntron von den Morax gefangen genommen worden. Mit ihm waren noch mehr Personen aus D'aertes unmittelbarer Umgebung von den Weltraumbarbaren versklavt worden. Zumindest der Eunuch, vielleicht sogar weitere Personen.

Kastraten, so rief Dana die dürftigen Informationen ab, an die sie sich erinnern konnte, galten bei den Triaden und Gangs in der Verbrecherwelt des j'ebeemschen Imperiums als Statussymbol. Je mehr von ihnen sich ein Gangsterboss leisten konnte, als desto reicher, angesehener und mächtiger galt er. Dabei herrschten strenge Regeln. Viele der späteren Eunuchen wurden von den Mafia-Paten bereits als Kleinkinder ausgesucht. Die Eltern, in der Regel bettelarme Leute, bekamen eine einmalige Abfindung. Weigerten sie sich, das Kind herauszugeben, erhielten sie außer einem Schuss ins Genick gar nichts. Manche Bosse beauftragten ihre Handlanger, die Kinder zu entführen und mit dem Rest der Familie kurzen Prozess zu machen. Das war aber angeblich selbst innerhalb der skrupellosen Gangsterkreise verpönt. Solche Emporkömmlinge kamen meist nicht weit.

Das weitere Schicksal der Kastraten war vorgezeichnet. Man brachte sie in sogenannte, sorgsam vor den Blicken der Öffentlichkeit verborgenen Ausbildungszentren unter, in denen sie aufwuchsen, auf ihre Aufgaben vorbereitet wurden und noch vor Einsetzen der Pubertät einer massiven Hormonbehandlung unterzogen wurden. Viele Triaden-Patriarchen waren längst eines unnatürlichen, gelegentlich auch natürlichen Todes gestorben, bis die von ihnen finanzierten Eunuchen die geheimen Zentren verlassen und im vorbestimmten Clan ihren Dienst antreten konnten. Doch auch der Nachfolger, die nächste Generation, wusste den Wert eines Kastraten zu schätzen. Bei einigen Eunuchen bestand ihre Aufgabe ganz klassisch darin, die Frau oder die Frauen des Gangoberhaupts zu bedienen. Andere gehörten zur ständigen Begleitung des Bosses, der damit zu allen Gelegenheiten demonstrieren konnte, dass er sich ein derartiges Statussymbol leisten konnte. Wieder andere erfüllten ihren Besitzern – so wurde gemunkelt – perverse, sexuelle Wünsche und nicht wenige stellten tatsächlich so etwas wie eine kulturelle Bereicherung dar.

Angeblich besaßen einige der J'ebeem-Kastraten ganz hervorragende Stimmen und unterhielten mit ihrem betörend-schönen Gesang das Triaden-Oberhaupt und seine unmittelbare Umgebung mit privaten Darbietungen ihrer Kunst. Da die gesamte grausame Prozedur, angefangen beim Kinderkauf oder – raub über die Eunuchen-Ausbildung bis hin zu ihren vielfältigen Verwendungszwecken, natürlich strikt illegal war, drangen nur sehr selten harte Fakten über diese Praxis ans Licht der Öffentlichkeit.

Während Dana über ihre ungewöhnliche Begleitung nachdachte, hatten sie die ihr bisher bekannte Sektion des Schiffes verlassen. Sie waren endlosen Gängen gefolgt, über steile Metallstufen in andere

Decks gestiegen und immer wieder bot sich ihr ein ähnliches Bild. Gruppen bestehend aus einigen Dutzend, manchmal bis zu Hundert von Sklaven, meist J'ebeem gelegentlich auch von anderen Spezies, arbeiteten in lang gezogenen Räumen. Sie eilten zu rasch an den Sälen vorbei, als dass sie erkennen konnte, womit sie sich im Einzelnen beschäftigen mussten.

Nur eins war bei allen Stationen gleich: Eine oder mehrere zweieinhalb Meter große Morax-Frauen beaufsichtigten die Arbeitenden. Nur wenn die Sklaven das Schiff verließen, um auf einer Planetenoberfläche zu arbeiten, waren männliche Morax – Krieger – anwesend. Sonst war die Aufsicht über die Sklaven eine Aufgabe der Frauen.

Der Zustand der Gefangenen war schlecht. Jeder litt unter der ständigen Strahlung, das Essen war überall Ekel erregend und wurde trotzdem gierig heruntergeschlungen. Dana wusste, dass der abgetrennte Bereich, in dem Bran Larson und sie sich niedergelassen hatten, auf der GRALASH einen echten Luxus darstellte. Denn dafür war es auch nötig, dass man über genügend Decken verfügte, um nicht auf die Wärme der fremden Körper angewiesen zu sein.

Schließlich hielten sie vor einem Schott. Einem der wenigen Schotts, die Dana bisher auf der GRALASH gesehen hatte. Ein Schott, das sich mittels eines Handrads tatsächlich öffnen und schließen ließ. Sie war D'aerte bereits einmal begegnet, doch sie hatte nicht gewusst, dass er über eine Unterkunft außerhalb der eigentlichen Sklavenquartiere verfügte.

Hinter diesem Schott konnte sich nur jemand verbergen, der über Macht verfügte, der so viel Einfluss hatte, dass er sich in einen Raum zurückziehen durfte, in den andere nicht hineinblicken konnten, von hineingehen ganz zu schweigen.

Vor dem Schott lümmelte sich eine weitere Gruppe mit Stangen bewaffneter J'ebeem herum, unter die sich umstandslos die Wächter ihrer Eskorte mischten.

Das ist schon fast eine kleine Privatarmee, die sich D'aerte hier innerhalb kürzester Zeit aufgebaut hat, dachte Dana. *Aber dennoch nur ein müder Furz gegenüber der Kampfkraft eines einzelnen Kriegers der Morax, den eigentlichen Herren an Bord dieses Schiffes.* Dana hatte gesehen, wie ein Morax einen Treffer aus einem Gauss-Gewehr überlebt hatte. Das schaffte nicht einmal ein Elefant.

Trotz dieser Erkenntnis war Dana angesichts der bevorstehenden Begegnung mit Milan D'aerte mehr als mulmig zumute.

*

Bruder William hatte sein Interkom, mit dem er jederzeit von der Brücke aus angefunkt werden konnte, auf stumm geschaltet. Aus gutem Grund. Die Situation war mittlerweile unerträglich. In seinem Magen rumorte ein ausgesprochen mulmiges Gefühl. Seit dem Überfall

auf die STERNENFAUST II und Dana Frosts Entführung durch die Morax, mehrte sich an Bord ein besorgniserregendes Phänomen.

Diese Attacke hatte zwar mit letzter Kraft zurückgeschlagen werden können, hatte aber neben den sichtbaren auch etliche unsichtbare Wunden hinterlassen.

Es war, als hätte das Verschwinden des von Crew, Marines und Offizieren gleichermaßen respektierten und geachteten Captains mehr als nur eine menschliche Lücke in die Mannschaft gerissen.

Sie war die Seele der STERNENFAUST.

Diese Überlegung kehrte in fast regelmäßigen Abständen in sein Bewusstsein zurück und zugleich begann er sich wegen dieses Gedankens zunehmend zu hassen. Er konnte das Auftauchen dieser Überlegung nicht verhindern. Die Tatsache, dass er immer wieder an Dana denken musste, hatte etwas Zwanghaftes. Wirklich schlimm aber fand er, dass sich diese gedankliche Feststellung jedes Mal in der Vergangenheitsform bildete.

Sie *war* die Seele der STERNENFAUST.

Er konnte sich noch so häufig verbessern und sich sagen, sie *ist* die Seele der STERNENFAUST, es blieb doch nur nachträgliches Stückwerk, das ihn deprimierte.

Ich denke an sie, als wäre sie längst tot … Dabei war er im Grunde felsenfest vom Gegenteil überzeugt. Das war der eigentliche, der fundamentale Widerspruch, den er nicht auflösen konnte und der ihn auf Dauer krankmachen würde.

So krank wie den Crewman Stanislaw Fo-Long, der vor ihm saß und seinen Blick gehetzt von einer Ecke des Raumes zur nächsten hin und her wandern ließ, während er auf Bruder William einredete, als ginge es um Leben und Tod.

In letzter Zeit nahmen diese Fälle überhand. Immerhin war Frost nicht von irgendwo entführt worden, sondern direkt von der Brücke der STERNENFAUST. Eine nichtmenschliche Rasse hatte das Schiff überfallen und den Captain mitgenommen. Allein, dass diese Möglichkeit existierte, nagte an den Nerven.

Fo-Long war seit Frosts Entführung bei Weitem nicht der Einzige, der psychische Verhaltensauffälligkeiten zeigte. Normalerweise gehörte das natürlich in Dr. Gardikovs Aufgabenbereich. Aber William hatte der Schiffsärztin angeboten, sich um einzelne Patienten zu kümmern. Und zwar um solche, bei denen die psychischen Defekte noch keine Auswirkungen auf die physische Gesundheit genommen hatten. Überlastet wie die Krankenstation derzeit war, hatte sie seine Offerte dankbar angenommen. Seitdem beschäftigte er sich täglich etliche Stunden mit jenen Personen, die seit Danas Verschwinden auffällige Symptome zeigten.

Während unserer manchmal monatelangen Missionen im All bleibt uns nichts anderes übrig, als uns um diese Fälle selbst zu kümmern. Auf der Erde würde man solche Menschen wahrscheinlich in stationäre Behandlung schicken. Mit solchen Soldaten gewinnt das Star Corps keinen Kampf mehr,

von einer Schlacht oder einem Krieg ganz zu schweigen …

Nach nahezu jedem Gefecht gab es ein paar Leute, die dem Stress und der seelischen Belastung, ausgelöst durch die unmittelbar miterlebten Grausamkeiten, Tod und Verstümmelungen, nicht mehr standhielten. Oft – zu oft – wurden diese »Aussetzer« mit hoch dosierten Psychopharmaka »weggespritzt«. Diesmal aber hatte es überraschend viele Fälle gegeben und jeder äußerte sich etwas anders.

Crewman Stanislaw Fo-Long stand seit Tagen unter Beruhigungsmitteln. Aber sie zeigten nur dann Wirkung, wenn man ihn damit derart vollpumpte, als wollte man einen Elefanten betäuben. Angesichts massiver Nebenwirkungen war das auf Dauer nicht angeraten. Körperlich fehlte ihm nichts. Blutwerte, Herz-Kreislauf-Funktion, das Zusammenspiel von Hormonbildung und Hirntätigkeit, alles war untersucht worden. Der Befund: Physisch strotzte Fo-Long vor Gesundheit.

Dennoch war es offensichtlich, dass der Crewman krank war. Schwer krank sogar, denn er redete ohne Unterlass, ohne Punkt und Komma, fand mit seinen Ausführungen nur dann ein Ende, wenn er erschöpft in eine Art Ohnmacht sank, die an die Stelle des Schlafes getreten war. Aufgaben konnte er keine mehr übernehmen. Er gehörte zur Technikercrew von Lieutenant Jefferson, und seine Kameraden hatten ihn zu Dr. Gardikov gebracht, als ihnen auffiel, dass er rings um sich herum Werkzeug und Ersatzteile in einem säuberlichen Halbkreis angeordnet hatte, denen er unverständliche Volksreden hielt.

Es war offensichtlich. Irgendwo in seinem Schädel funktionierte etwas nicht mehr. In den ersten beiden Tagen hatte sich das Problem noch medikamentös regeln lassen. Doch schon bei der dritten Anwendung versagte das Mittel und eine Verdoppelung der Dosierung brachte nur eine vorübergehende Beruhigung. Zu allem Unglück teilte er sich mit seinen Kameraden eine Vier-Mann-Kabine, sodass es für diese rasch unerträglich wurde, mitten während der Schlafperiode von Fo-Longs Redefluss geweckt zu werden, der aufrecht in seinem Bett saß und mit lauter Stimme auf die Wand einredete.

Inzwischen begannen seine Stimmbänder zu leiden und Bruder William sah, dass er zunehmend auch körperlich unter dem Zwang litt, ständig reden zu müssen, als habe er eine Überdosis Speed geschluckt. Er war bereits so heiser, dass es abzusehen war, dass ihm irgendwann die Stimme wegbrechen würde. Was Fo-Long zu sagen hatte, verstand schon lange keiner mehr. Zwischendurch konnte man zwar einzelne Worte oder Halbsätze heraushören, einen sinnvollen Zusammenhang ergaben sie jedoch nicht.

Ansonsten war der Patient friedlich, ließ sich zwischendurch sogar zur Nahrungsaufnahme bewegen, pflegte dabei aber mit vollem Mund weiterzusprechen, wobei es zu unschönen Szenen gekommen war. Man hatte ihn isolieren müssen. Merkwürdigerweise schien ihm das nichts auszumachen. Denn er redete ebenso wie ein Wasserfall, wenn er allein war und sich unbeobachtet fühlte wie in Gesellschaft. Es war egal, ob

ihm jemand zuhörte oder nicht.

»Noch einen Versuch, Stanislaw«, sagte Bruder William. Er hatte den Moment exakt abgepasst. In dem Augenblick, als sich wie zufällig ihre Blicke kreuzten, hatte er das Glas erhoben und in das Blickfeld des Patienten geschoben. Das hatte schon ein paar Mal funktioniert. Zwar ging die hektische Augenbewegung weiter, aber für einen Moment stockte Fo-Long und schwieg bei geöffnetem Mund. Bruder William setzte ihm das Glas an die Lippen und ließ den heiseren Mann trinken. Er blickte auf die Uhr. Das im Wasser aufgelöste Mittel würde in etwa zehn Minuten anfangen zu wirken. Intravenös wäre es schneller gegangen, doch darauf kam es dem Christophorer nicht an. Dr. Gardikov hatte ihm anerkennend zugestimmt, als er ihr seinen Plan erläutert hatte. Eine Kamera zeichnete das ganze Procedere auf und übertrug die Bilder in ihr Büro, sodass sie jederzeit über den Stand der Dinge informiert war und notfalls eingreifen konnte.

Bruder William brauchte das langsame Einsetzen der Wirkung. Längst sprudelten wieder neue heiser-raue Tiraden aus dem Mund des Crewman. Dabei versprühte er die Reste der Flüssigkeit, die er getrunken hatte. Nach zehn Minuten stellte William fest, dass der Redefluss abgehackter und dann langsamer wurde. Das hoch dosierte Beruhigungsmittel begann Wirkung zu zeigen. Jetzt kam es darauf an, die verbliebene Zeit, bis Fo-Long für eine kurze Phase ganz hinwegdämmerte, zu nutzen.

»Ich bin in Kontakt mit Captain Dana Frost«, sagte William leise. Er hatte die gespreizten Finger beider Hände an seine Schläfen gelegt. Es sah aus, als denke er scharf nach oder als höre er auf eine leise Stimme, die in seinem Kopf sprach.

»Ich höre den Captain«, sagte er geringfügig lauter und versuchte wieder, Fo-Longs unruhigen Blick einzufangen. Er löste die rechte Hand von der Schläfe.

»Ich höre den Captain«, wiederholte Bruder William. Daumen und Zeigefinger seiner rechten Hand berührten sich jetzt fast, während er die übrigen Finger abspreizte.

»Ich höre den Captain.« Wie eine Beschwörung wiederholte er diesen einen Satz. Fo-Longs Blick blieb an Williams Fingerspitzen hängen. Der Christophorer schloss den Kreis aus Daumen und Zeigefinger.

»Ich höre sie laut und deutlich«, sagte er jetzt mit sanfter, ruhiger Stimme. Das beinahe stimmlose Gerede aus dem Mund seines Gegenübers verlangsamte sich. Noch immer haftete der eben noch nervöse Blick an der beruhigenden Hand des Christophorer.

»Stanislaw … Der Captain … bittet Sie … um etwas«, fuhr William fort. Er formulierte seine Worte langsam und bedächtig, so als würde er sich bemühen, eine fremde Sprache mit größtmöglicher Präzision zu sprechen. »Es sind … zwei Dinge … um die … der Captain … Sie bittet.«

Inzwischen war Fo-Longs Redeschwall verstummt. Das konnte auf die Wirkung des Mittels zurückzuführen sein oder darauf, dass ihm

rein physisch die Kraft ausging, laut weiterzureden. Nach wie vor bewegten sich seine Lippen ununterbrochen, aber es war nichts mehr zu hören.

»Der Captain bittet Sie … um zwei Dinge … Stanislaw.« William atmete ruhig durch. Es war anstrengend, in dieser Position vor Fo-Long zu sitzen, eine Hand, die mit zwei Fingern einen Kreis formte, zwischen ihnen, die andere gespreizt an der Schläfe. Er hoffte, noch ein paar Minuten in dieser Haltung ausharren zu können.

»Erstens: Versuchen Sie sich … an eine Situation, eine Begebenheit zu erinnern, als sie … jung waren. Je jünger … desto besser. Der Captain sagt …. es ist gleichgültig, was für eine Situation … es war. Es kann … ein ganz banales Ereignis … gewesen sein, aber … Sie sollen sich … daran erinnern. Nicken Sie einmal, wenn die Erinnerung einsetzt.«

Fo-Long nickte langsam, ohne seinen Blick von Williams Hand abzuwenden.

»Diese Begebenheit ist … Ihr Geheimnis. Bewahren Sie dieses … Geheimnis! Sie dürfen nur … mit Captain Dana Frost darüber sprechen, sobald Sie wieder … zurück an Bord ist. Nur mit … ihr. Nicken Sie, wenn Sie das verstanden haben …«

Erneut nickte Fo-Long bedächtig. Er versuchte, weiterhin Williams Hand zu fixieren, aber es war deutlich zu erkennen, dass ihm die Augenlider schwer wurden.

»Sie dürfen jetzt … schlafen … Schlafen Sie sich … gründlich aus …«, flüsterte William. Im gleichen Moment sackte der Crewman auf seinem Stuhl in sich zusammen. Der Kopf fiel ihm auf die Brust, die Arme glitten seitlich von den Lehnen herab. Nur Sekunden später war ein leises Schnarchen zu hören.

Bruder William wartete noch ein paar Minuten. Dann drehte er sein Gesicht zur Kamera.

»Doktor«, sagte er. »Sie können ihn jetzt abholen lassen. Ich bin zuversichtlich, dass er länger schlafen wird, als die Wirkung des Medikaments anhält …«

Wenig später öffnete sich die Tür. Ein Pfleger mit einer Antigrav-Trage trat ein und hob Fo-Long aus dem Stuhl, ohne dass er aufwachte.

Hinter ihm drängte sich die Schiffsärztin in die Kabine. »Respekt, Bruder William.«

»Abwarten. Wenn die Hypnose tatsächlich wirkt, schweigt er ab jetzt. Schließlich hat er ein Geheimnis zu wahren.« Der Pfleger entfernte sich mit dem Schlafenden. Die Ärztin blickte ihnen nach und schloss dann die Tür.

»Was ist«, fragte sie, »wenn der Captain nicht aufs Schiff zurückkehrt? Haben wir dann einen auf immer und ewig zum Schweigen verurteilten Crewman? Verstehen Sie mich nicht falsch, Bruder William. Das wäre sicher angenehmer, als dieses krankhafte Gerede, das ja nicht nur für jeden an Bord unerträglich ist, sondern auch Fo-Long auf Dauer schwer schädigt …«

»Keine Sorge«, sagte William ernst. »Daran habe ich gedacht. Sollte

der Captain nicht zurückkommen, versetze ich Fo-Long in angemessener Zeit wieder in Trance und werde die Hypnose selbst aufheben. Aber jetzt müssen wir erst einmal abwarten, ob diese Behandlung überhaupt Wirkung zeigt …«

»Ich bin keine Fachfrau in Hypnose, da haben Sie mir was voraus! Aber, Bruder William, ich bin recht zuversichtlich. Ich kann Ihnen nicht sagen, warum, aber ich bin es …«

William zuckte verlegen mit den Schultern.

»Eines aber habe ich überhaupt nicht begriffen«, fuhr Dr. Gardikov fort, »Sie sagten, dass Dana Frost unseren Patienten um *zwei* Dinge bitte. Genannt haben Sie aber dann nur eins … War keine Zeit mehr? Hat die Wirkung des Beruhigungsmittels zu früh eingesetzt?«

»Nein, nein«, antwortete William, »das bleibt tatsächlich das Geheimnis von Fo-Long und mir.«

Dr. Gardikov starrte den Christophorer kopfschüttelnd an, beließ es aber dabei.

Zum ersten Mal seit Tagen stahl sich ein leises Lächeln über Williams Gesicht. Er zog den Interkom aus der Tasche seiner Kutte und sah, dass mehrere Nachrichten eingegangen waren, seit er das Gerät stumm geschaltet hatte. Viermal hintereinander hatte sich allein Commander van Deyk gemeldet.

»Kommen Sie so rasch wie möglich auf die Brücke!«, lautete seine erste Aufforderung. Bei der zweiten hatte er ein »bitte« hinzugefügt, das er beim dritten und vierten Mal wieder wegließ. William machte sich unverzüglich auf den Weg. Die fünfte und letzte Nachricht stammte von seiner Freundin Rana Quaid. Darum würde er sich erst später kümmern können.

*

Obwohl sie sich jetzt im Inneren des Hochhauses aufhielt, wusste Valentina, als sie den weitläufigen Raum betrat, sofort, wo sie sich befand. Die riesige Fensterfront, die die gesamte Wand einnahm, konnte nur zu der kreisrunden Glaskonstruktion im Zentrum des Baus gehören, die ihr bereits bei ihrer Ankunft aufgefallen war. Wie ein riesiges Auge starrte diese sich über mehrere Stockwerke erstreckende Fensterfront und schien die administrative Hauptstadt der Solaren Welten fest im Blick zu haben. Die Galab-Agentin sah, dass man von hier aus direkt auf einen anderen, die Stadt dominierenden Gebäudekomplex sehen konnte. Eine Art Stadt in der Stadt, die aus vielen ineinander verschachtelten Bauten bestand und von einem seltsam geformten, riesigen Turm beherrscht wurde, dessen eigenwillige Architektur noch auf einen berühmten Baumeister des einundzwanzigsten Jahrhunderts zurückging. Leicht sichelförmig gebogen, überzogen mit einer im Tageslicht dunkelgrün schimmernden Glasfront, hieß der Turm im Volksmund schon seit Generationen nur »die Gurke«.

Der gesamte Komplex mitsamt der Gurke war der angestammte Sitz des Hohen Rats der Solaren Welten. Jahrelang hatte man angebaut, um dem ständig wachsenden Platzbedarf gerecht zu werden. Als die ersten umliegenden Stadtteile für weitere mit dem Regierungssitz verbundene Gebäude abgerissen werden sollten, wäre es fast zu einem lokalen Aufstand gekommen. Der ließ sich nur durch ein Einlenken des Hohen Rates verhindern, der vor genau fünfundfünfzig Jahren beschloss, dass ein zentraler Regierungssitz für einen Planetenverbund wie den der Solaren Welten nicht mehr zeitgemäß sei.

Der große, solar-administrative Wandel (GSAW), wie die damalige Phase genannt wurde, brachte es mit sich, dass einzelne Teile der Zentralverwaltung wie auch bestimmte Ministerien ausgelagert wurden. Vor allem aber entschied der Hohe Rat, nicht mehr nur auf der Erde zu tagen, sondern nach und nach auf allen Planeten Station zu machen. Wenn auf noch nicht sehr lange besiedelten Kolonien die notwendige Infrastruktur fehlte, gab es für diese Welten eine großzügige, finanzielle Förderung, weshalb sich schon bald auch die entlegensten Planeten um die Ehre rissen, den Hohen Rat für eine bestimmte Zeit bei sich zu beherbergen. Eine gut gemeinte und den föderalen Gedanken der Solaren Welten fördernde Maßnahme, aber ein Albtraum an zusätzlicher Verwaltung, Logistik und nicht zuletzt sicherheitstechnischer Probleme. Bei Spöttern hieß der Hohe Rat seitdem nur noch der Wanderzirkus.

Der junge Mann, der Valentina in den Raum gebracht hatte, zog sich geräuschlos zurück. »Der Admiral kommt gleich. Nehmen Sie Platz. Wenn Sie etwas zu trinken wollen, bedienen Sie sich …«, hatte er noch verlegen gemurmelt und dabei mit einer unbestimmten Geste, die den ganzen Raum umfasste, ins Leere gezeigt.

Valentina blickte sich um. Leere, das traf auf diesen Saal zu, in dem sich gut und gerne zwei-, dreihundert Menschen versammeln konnten. Ein einzelner, wuchtiger, aber angesichts der Größe des Raumes dennoch verloren wirkender Schreibtisch stand auf einer runden Plattform vor der Fensterfront. An der rechten Seitenwand standen etwa ein Dutzend bequemer Sessel, einige davon bereits ausgepackt, die meisten aber noch in Folie verpackt und aufeinandergestapelt. Ein paar Meter weiter schwebte ein neumodisches Hightech-Board auf einem Prallfeld, auf dem sich neben Medienhardware auch eine fast vollständig eingerichtete Bar befand. Auffällig war daran nur, dass auch hier viele Flaschen und Gläser noch unausgepackt daneben abgestellt waren.

An der gegenüberliegenden Wand öffnete sich mit einem leisen Zischen eine breite Tür. In dem dahinter befindlichen Raum erhaschte Valentina einen Blick auf eine nicht mehr ganz junge Frau, die sich gerade von zwei Männern verabschiedete. Während einer der beiden sich ehrfurchtsvoll vor ihr verneigte, beschränkte sich der andere auf ein knappes Kopfnicken. Die brünette, etwas mollig wirkende, teuer und sehr elegant gekleidete Frau warf einen Blick auf Valentina und

nickte ihr freundlich zu. Dann verschwand sie durch eine Tür, außerhalb des Bereichs, den Valentina einsehen konnte.

Sarah Windsor, schoss es ihr durch den Kopf.

So nah war sie an eine der mächtigsten Frauen der Solaren Welten noch nicht herangekommen. Und sie hatte ihr zugenickt, als würden sie sich schon seit einer Ewigkeit kennen. Valentina warf ihr feuerrot gefärbtes Haar mit einer exakt kalkulierten Geste nach hinten und blickte zu den beiden Männern, die sich ihr näherten. Bei dem Jüngeren der beiden, der sich in beinahe unterwürfiger Weise eben von Sarah Windsor verabschiedet hatte, handelte es sich um Pablo Basehart, gewissermaßen den Schatten des Admirals. Der andere, dunkelhaarig, hoch aufgeschossen, schlank mit kantigem Gesicht und befehlsgewohntem Blick war Gregor Rudenko selbst.

»Admiral«, sagte sie mit knapper Verbeugung. »Commodore …« Beide reichten ihr die Hand.

»Nur Rudenko, Miss Duchamp«, erwiderte er. »Was meinen Sie, warum ich hier in Zivilkleidung vor Ihnen stehe …«

»Keine Ahnung, Admi … äh, Mr. Rudenko. Vielleicht verraten Sie es mir.«

»Das gleiche gilt für den Commodore«, fuhr Rudenko fort. »Kommen Sie mit nach nebenan. Dort ist es etwas gemütlicher. Sie sehen, wir sind noch nicht lange in diesen Räumlichkeiten. Aber schon bald wird hier das Leben pulsieren. Was jetzt noch eine innenarchitektonische Baustelle ist, wird dann zu einer viel größeren Baustelle …« Mit dieser geheimnisvollen Andeutung dirigierte Rudenko Valentina in den Raum, in dem sie vorher Sarah Windsor gesehen hatte.

»Waren Sie nicht mal brünett?«, fragte er und deutete auf Valentinas Frisur.

Sie nickte. »Ad …, Mr. Rudenko, Sie und Ihr Adjutant wissen, wer ich bin, welche Funktion ich ausübe. Als Mitarbeiterin der Galab bin ich zu einer gewissen Wandlungsfähigkeit gezwungen. Für die Frau, die ich im Auftrag der Galab verkörpere, ist es unumgänglich, modisch mit der Zeit zu gehen.«

»Sie meinen, Shena Nawee …«, warf Basehart ein. Valentina bejahte.

»Ich sehe, Sie kennen sich aus«, sagte sie. »Seit Shena Nawee diesen Look zum absoluten Muss erklärt hat, läuft jede dritte Frau zwischen vierzehn und vierundachtzig mit dieser Frisur herum. Welche Tarnung ist besser, um unauffällig auffällig mit im Strom zu schwimmen …«

»Das ist es, Basehart«, sagte Rudenko mit einem Seitenblick zu seinem Assistenten, »das ist genau der Grund, weshalb ich Sie ausgesucht habe …«

Valentina blickte den Admiral in Zivil stirnrunzelnd an.

»Was verdienen Sie bei der Galab, Miss Duchamp …« Er hob die Hand, um von vorneherein ihre Einwände abzuwiegeln. »Sie brauchen es mir nicht zu sagen«, fuhr er fort. »Ich weiß es. Basehart gehen Sie doch nach nebenan und holen uns etwas zu trinken. Für Sie einen Sirius-Sun …?«

Valentina überspielte geschickt die Überraschung, dass Rudenko ihren derzeitigen Lieblings-Cocktail kannte und nickte. Basehart verschwand im Nebenraum. Rudenko beugte sich zu Valentina herab und flüsterte zwei Zahlen, die bis auf die Stellen hinterm Komma ihrem Brutto- und Nettoverdienst entsprachen.

»Kommen Sie in mein Team«, sagte er. Basehart balancierte ein Tablett mit drei Gläsern.

»Sie verdienen bei mir das Dreifache und weil ich krumme Zahlen nicht mag, wird großzügig nach oben aufgerundet.« Er ließ die Worte wirken. Die Gläser standen unberührt auf dem Tisch.

»Dann ist es also wahr, was so gemunkelt wird«, sagte Valentina.

»Was wird gemunkelt …«

»Dass Sie in der kommenden Wahl gegen Julio Ling und Salome Bedding antreten werden.« Rudenko nickte und fixierte sie dabei mit seinem durchdringenden Blick. Die überraschende Anwesenheit Sarah Windsors bekam auf einmal einen Sinn.

Dann ist Pro Humanity bei ihm an Bord. Himmel, das gibt einen diplomatischen Drahtseilakt …

»Ich weiß, dass Sie das Abenteuer lieben. Ich verspreche Ihnen, in meinem Team werden Sie Teil des größten Abenteuers, das Sie bisher erlebt haben.«

»Ich merke, dass Sie fest davon überzeugt sind, die Wahl zu gewinnen, Mr. Rudenko.«

Wieder nickte der Ex-Admiral. »Ich habe das bessere Programm und die besseren Argumente«, sagte er. »Und ich bin nur halb so alt wie Ling. Vor allem aber verfüge ich über mindestens doppelt so viel Erfahrung wie unser derzeitiger Regierungschef. Ohne seine Verdienste damit schmälern zu wollen.«

Es war Valentina nicht entgangen, dass Rudenko mit keinem Wort auf die dritte Kandidatin einging. Basehart grinste, während Rudenkos Gesicht unverändert blieb. Eine Mischung aus Undurchdringlichkeit und unverbindlicher Freundlichkeit. Valentina musste sich eingestehen, dass sie diese Ausstrahlung auf einer unterschwelligen Ebene faszinierte.

Er hat's, dachte sie. *Er hat Charisma und Selbstbewusstsein. Und wenn er sich Mühe gibt, kann er sogar charmant sein …*

Als sie vor einigen Tagen erstmals von den Gerüchten gehört hatte, dass Rudenko beabsichtigte, gegen den erneut kandidierenden Julio Ling um das höchste Regierungsamt, den Ratsvorsitz, anzutreten, hatte sie das Ganze als Marotte eines eitlen Militärs abgetan, der dem Politprofi Ling hoffnungslos unterlegen sein würde. Sie spürte, wie ihre Einstellung ins Wanken geriet. Und tatsächlich besaß die etwas blasse Salome Bedding nur das, was man eine Außenseiter-Chance nannte.

Nach all den Kriegen, Kämpfen und Gefahren haben die Leute genug vom Militär!

Aber ein vages Gefühl sagte ihr, dass es vielleicht auch genau umgekehrt sein könnte. Die kompromisslos industriefreundliche

Politik Lings, die zügellose Freiheit des Marktes, der Abbau zahlloser sozialer Errungenschaften, all das könnte auch bedeuten, dass sich die Menschen wieder nach einer etwas strafferen Führung sehnten, sich mehr Staat und geregeltere Verhältnisse wünschten. Aber was hatte sie, die kleine Galab-Agentin, in diesem Spiel verloren?

»Ich merke schon«, fuhr Rudenko fort und lächelte entwaffnend, »Geld allein interessiert Sie nicht. Eine höchst sympathische Einstellung, die mir entgegenkommt. Ich brauche für mein Team eine kompetente Sicherheitsberaterin und habe deshalb an Sie gedacht. Sie sind meine erste Wahl!«

Das hat er bestimmt jedem gesagt, dem er diesen Job bereits angeboten hat …

»Ich habe mir erlaubt, bereits mit Janus und Ihren unmittelbaren Vorgesetzten zu sprechen. Die würden Ihre Entscheidung so oder so unterstützen …«

»Das heißt …« Hinter Valentinas Stirn tobten finstere Gedanken. *Ein abgekartetes Spiel … Janus, soso … GalAbs Oberboss Priccioni und Rudenko duzen sich also …*

»Wenn Sie nicht wollen, machen Sie einfach weiter wie bisher. Wenn Sie sich meinem Team anschließen wollen, wird Ihnen garantiert, dass Sie jederzeit wieder an Ihren alten Arbeitsplatz zurückkehren können …«

»Für den Fall, dass Sie die Wahl verlieren …«

»Exakt. Ich freue mich, dass Sie mitdenken. Sollte ich die Wahl verlieren, wäre dieser Job natürlich vorbei. Aber Ihnen würden dann neben Ihrer Arbeitsplatzgarantie noch viele weitere Möglichkeiten offenstehen. Gute Leute mit Ihren Kenntnissen und Erfahrungen werden überall gebraucht.« Rudenko machte eine Pause und blickte zur Decke. »Das ist aber alles rein hypothetisch. Denn ich werde diese Wahl nicht verlieren. Ich kämpfe, um zu gewinnen. Das war schon immer so! Und dann …« Er fixierte sie mit hartem Blick.

Und dann …

Valentina spürte, dass sie sich längst entschieden hatte, entschied sich aber zugleich dafür, ihn noch etwas zappeln zu lassen. Ihre Hand griff nach dem Cocktailglas. Aus den Augenwinkeln sah sie, wie ein breites Lächeln über Rudenkos Gesicht huschte. Mit einer raschen Bewegung nahmen auch er und Basehart ihre Gläser.

*

Eben noch hatte eine mit winzigen Widerhaken versehene Sengulian-Liane einen breiten Streifen Haare aus seinem Halsfell gerissen. Diese oberflächliche Verletzung blutete zwar, aber sie war nichts gegen die einschnürende Gewalt der Würgeschlinge, mit der man ihn gefangen hatte. Ihm wurde schwarz vor Augen.

Ewiges Dunkel folgt dem ewigen Licht …, krächzte eine innere Stimme. Die Legenden erzählten von unendlich weit entfernten Welten, in

denen die Sonne über den Himmel wanderte und nach kurzer Fahrt hinter einer Linie, die in den Sagen Horizont genannt wurde, unterging, um die Welt in tiefe Dunkelheit zu tauchen. Nach bangem Warten kam sie am anderen Ende der Welt wieder und setzte ihre Fahrt über den Himmel fort. Und das geschah in diesen Geschichten immer und immer wieder.

Sein Leben lang hatte Kanturiol, der fromme Söldner, diese Legenden als Ammenmärchen abgetan. Warum sie ihm im Augenblick des Übergangs vom ewigen Tag in die ewige Nacht auf einmal möglich schienen, ja, warum sie ihm überhaupt einfielen, wusste er mit seinen schwindenden Verstandeskräften nicht zu sagen.

Noch immer hatten sich seine Krallen in der festgezurrten Schlinge verkrampft. Er wusste, dass es ungeheurer Anstrengung bedurfte, um sie wieder zu lockern. Zum einen hielt der Zug der Führungsleine sie unerbittlich gestrafft, zum anderen war die Würgeschnur nach dem Vorbild der Sengulian-Lianen geflochten. Feinste, in eine Richtung ausgerichtete Borsten ließen das Material wie Wasser durch die Schlaufe gleiten, wollte man es wieder zurückziehen, spreizte es sich auf.

Der Zug der Führungsleine ließ nach. In Kanturiols Ohren pochte es dumpf. Trotzdem hörte er die Schritte, die sich ihm näherten. Der Jäger, der ihn überwältigt hatte, hatte sein Lasso offensichtlich von einem Gebüsch aus geworfen und abgewartet. Jetzt war er hervorgekrochen, um ihm den Rest zu geben.

»Kanturiol!« Blitzende Augen blickten auf ihn herab. »Das … das hätte ich von *dir* nicht erwartet …« Überraschung, Vorwurf und maßlose Enttäuschung klangen in der Stimme.

Er krächzte unverständlich. *Odira …*, sollte es heißen. Aber er brachte natürlich kein Wort hervor. Die jüngste Tochter Malachenkos trug die Uniform der fürstlichen Jäger. In ihrer rechten Hand hielt sie die lange Wurfangel wie einen Speer. Auf der Spitze steckte die schmale, zweischneidige Klinge des Bajonetts, bereit sich zwischen die Rippen des Opfers zu bohren. Odira beugte sich über Kanturiol.

In diesem Moment griff er an.

Mit letzter Kraft traten seine Füße gegen ihre Knie. Eine Hand löste sich von der Schlinge um seinen Hals und packte Odira am Wams, die Momente lang nur von seinem Arm gehalten, in der Luft schwebte. Dann gab er ihrem Körper einen Drall und sie prallte mit dem Kopf gegen einen entwurzelten Baumstamm. Mit einem Seufzer ließ sie Wurfangel los und verlor augenblicklich das Bewusstsein. Sofort rollte er neben sie, riss das Bajonett aus der Verankerung und zerschnitt die tödliche Schlinge.

Sein Hals schmerzte wie verrückt und dennoch war der erste Atemzug das berauschendste Gefühl, das er jemals empfunden hatte. Als nach einer halben Ewigkeit wieder Luft in seine Lungen strömte und das Blut in den Schädel pulsieren konnte, war es aber auch für ihn endgültig zu viel. Ohnmächtig sackte er neben Odira zusammen.

*

»Kommt Ihnen das bekannt vor, Bruder William?«

Stephan van Deyk zeigte auf den Hauptmonitor, der die abweisende Gesteinswüste eines Planeten von der Saturngröße zeigte. Nur dass dieses Exemplar weder über eine Atmosphäre noch über Monde oder ein Ringssystem verfügte. Die Zentralsonne, die der graue Trabant umkreiste, war so weit von dem Planeten entfernt, dass sie nur als ein etwas hellerer Stern unter den zahllosen Sternen der Galaxis erschien.

Der Christophorer nickte.

»In der Nähe seiner Umlaufbahn befindet sich der Punkt, an dem wir das Riesenschiff der Morax zuletzt orten konnten.«

»Das heißt der Planet gehört zum System.«

»Daran gibt es keinen Zweifel. Dieser Gesteinsklotz ist kein Wanderer …«

»Vielleicht wurde er irgendwann einmal vom Zentralgestirn eingefangen«, spekulierte William. Der Blick, den ihm van Deyk zuwarf, sprach Bände.

Er hat dich nicht auf die Brücke gerufen, um über die Herkunft dieser kalten Welt zu diskutieren … Dennoch sprach er das Offensichtliche noch nicht direkt an. »Nutzt das Riesenschiff diesen Planeten als Stützpunkt oder versteckt es sich womöglich im Ortungsschatten?«, fragte er.

»Unwahrscheinlich«, knurrte van Deyk. »Wir haben ihn, während ich auf Sie gewartet habe, ringsherum bereits sorgfältig gescannt. Ein Objekt von der Größe unserer Angreifer kann sich auf dieser Welt nicht verstecken.«

»Aber vielleicht in ihr drin?«

»Das wollte ich von Ihnen hören«, erwiderte van Deyk mit einer unterschwelligen Schärfe in der Stimme. »Sie kennen die Hohlwelt besser als ich, viel besser. Halten Sie das für möglich?«

Er steht merklich unter Stress, ist unausgeschlafen und die Entführung von Dana Frost geht ihm mindestens ebenso an die Nieren wie den meisten an Bord … Kein Wunder. Vorher hat er sich die Führung der STERNENFAUST mit ihr quasi geteilt. Wenn er jetzt die Brücke verlässt, gibt es niemanden, zu dem er sagen kann: I.O., die Brücke gehört Ihnen …

»Wenn es sich bei diesem Planeten«, sagte William laut, »tatsächlich um eine Hohlwelt handelt, können wir nichts ausschließen …«

Es gab ein paar Indizien, die dafür sprachen. Ähnlich wie die während des Krieges mit den Kridan von Professor Schmetzer und der STERNENFAUST entdeckte Hohlwelt, waren die Spuren einer gewaltigen, künstlichen Bearbeitung des Planeten auch hier unübersehbar. Ein kleines Bild wurde in die rechte Monitorecke eingeblendet. Es zeigte die alte Hohlwelt mit Sicht auf die großen, geheimnisvollen Schriftzeichen der Toten Götter, die zum Teil fast haushoch in dem künstlichen Poltrichter aus dem massiven Gestein

geschnitten worden waren.

Auch bei diesem Planeten gab es einen solchen Trichter mit einem Durchmesser von gut einhundert Kilometern, der aussah, als habe man einen riesigen Bohrer angesetzt, um den Planeten aufzubohren.

»Können Sie näher heranzoomen?«, bat Bruder William.

Auf einen Wink van Deyks stürzte ihnen der ebenso geheimnisvolle, wie abweisende Planet auf dem Bildschirm entgegen. Das kleine Vergleichsbild blieb unverändert. Als die Aufnahme stehen blieb, waren auch hier die bis heute rätselhaften und unentzifferbaren Schriftzeichen zu erkennen, von denen sie ja streng genommen nur annahmen, es handele sich dabei um eine Schrift. Die Schrift der Toten Götter.

»Es ist die gleiche Schrift«, bestätigte Bruder William. »Aber …« Er hob die Hand und zeigte nacheinander auf einige Details. »Es ist nicht der gleiche Text. Sehen Sie hier. Falls es sich tatsächlich um so etwas wie Buchstaben handelt, dann unterscheidet sich ihre Anordnung grundlegend von der auf der alten Hohlwelt.«

»Ich muss gestehen, Bruder William, dass mich diese Frage im Moment nur am Rande interessiert«, sagte van Deyk. »Ich möchte wissen, ob das Riesenschiff im Inneren des Planeten verschwinden konnte und dort auch verschwunden ist …«

»Das können wir nur vor Ort herausbekommen. Bei der Hohlwelt 1 gibt es eine Art Schleuse, durch die man ins Innere gelangen kann. Vielleicht gibt es so etwas hier auch. Ich vermute jedoch, falls es auch hier eine ähnliche Schleuse gibt, dass sie viel zu klein für das gewaltige Mutterschiff ist, das uns angegriffen hat. Selbst für die STERNENFAUST ist die Öffnung zu schmal. Mit einem Jäger oder einem Shuttle würde es aber wahrscheinlich gehen …« Er erinnerte sich daran, dass sie bei ihrer Entdeckung der Hohlwelt, nur mit ihren Raumanzügen bekleidet, ins Innere gestürzt waren. »Aber vielleicht ist es hier ja ganz anders«, räumte er abschließend ein.

»Wir müssen diesen hässlichen Felsklotz näher unter die Lupe nehmen«, entschied van Deyk. »Ich kann mir zwar auch nicht vorstellen, dass sich unser plötzlich verschwundener Angreifer in diesen unwirtlichen Ort zurückgezogen hat, aber wir dürfen keine Möglichkeit außer Acht lassen.«

»Es kann immerhin sein«, überlegte William laut, »dass einzelne Kampfeinheiten hier abgesetzt wurden. Die wären in jedem Fall klein und wendig genug, um ins Innere dieses Planeten zu gelangen … falls sich dieser hässliche Felsklotz, wie Sie sagten, tatsächlich als hohl erweisen sollte.«

Van Deyk nickte. »Das ist eine ziemlich gefährliche, militärische Operation, die eine kleine, schlagkräftige Mannschaft, in der Hauptsache Marines, ausführen muss. Ich frage Sie trotzdem, ob Sie diese Gruppe begleiten wollen. Sollte es sich tatsächlich um eine zweite Hohlwelt, also um ein Relikt der Toten Götter handeln, hätte ich gerne jemanden mit Ihrer Erfahrung dabei. Aber verstehen Sie mich nicht

falsch, das ist ausdrücklich eine Bitte. Falls Sie erst darüber nachdenken wollen, kann ich Ihnen ein paar Stunden Zeit geben …«

Bruder William sah den Ersten Offizier mit großen Augen an. »Was für eine Frage! Da muss ich nicht drüber nachdenken. Wenn auch nur eine winzige Chance besteht, Captain Frost hier zu finden, bin ich dabei.«

*

Regelmäßig hob und senkte sich Kanturiols Brustkorb. Dennoch ging sein Atem schwer und pfeifend. Vorsichtig hob er die Lider. Es war alles wahr. Und doch hatte er Glück. Odira schien nach wie vor bewusstlos zu sein.

Wie lange noch? Und vor allem, war sie allein unterwegs gewesen, als sie den Flüchtigen überrascht hatte? Mit einem Ruck setzte er sich auf.

Erneut fuhr ihm ein stechender Schmerz durch die Kehle. Jeder rasselnde Atemzug verursachte unbeschreibliche Pein. Es fühlte sich an, als habe ihm jemand den Kopf vom Hals geschnitten, es sich dann anders überlegt und ihn notdürftig mit groben Stichen wieder festgenäht. Das Gefühl war der Gipfel des Scheußlichen. Trotzdem wusste er, dass er unbeschreibliches Glück gehabt hatte. Die Fälle, in denen jemand eine Attacke mit der Wurfschlinge überlebt hatte, ließen sich an den Krallen einer Tatze abzählen.

Was sollte er tun?

Für die meisten anderen in seiner Situation wäre das keine Frage gewesen. Er musste weiter und zwar so schnell wie möglich. Odira hatte versucht, ihn daran zu hindern. Mehr noch, sie hatte versucht, ihn umzubringen. Sie hielt ihn für einen Verräter und aus ihrer Sicht, aus der Sicht ihres Vaters, hatte sie damit recht. Jeder andere an seiner Stelle hätte sich jetzt, ohne weiter darüber nachzudenken, ihrer entledigt. Kurzen Prozess gemacht. Entweder mit der Schlinge oder dem Bajonett. Die Auswahl lag bei ihm. Kanturiol hatte sich ohne Waffen aus dem Lager absetzen müssen. Nun besaß er welche. Warum zögerte er noch?

Auch ohne Waffen wäre es ihm ein Leichtes gewesen, Odira umzubringen. Seine Krallen besaßen die nötige Schärfe, um ihr die Pulsadern aufzuschlitzen. Und sie lag bewusst- und wehrlos vor ihm. Sie würde nichts davon merken. Die Rache ihres Vaters fürchtete er nicht. Die war ihm so oder so sicher. Und Kanturiol bezweifelte, dass Fürst Malachenko länger als die vorgeschriebene Zeit um seine Tochter trauern würde. Der Herrscher gehörte zur Bruderschaft des Altväterlichen Bundes. Davon zeugte nicht nur sein weit über die Grenzen seines Landes hinaus berühmter Harem.

Frauen bedeuteten ihm nicht viel, weder als Mütter noch als Töchter, für ihn zählten nur Söhne, die er mit all seiner Liebe überschüttete. Die Tatsache, dass sich seine jüngste Tochter in der fürstlichen Armee nach oben gearbeitet hatte, war einzig dem Einfluss General Wrogins zu

verdanken, der Odiras Kriegs- und Kampftalente früh erkannt hatte. Ginge es nach den Flüsterern des Altväterlichen Bundes, gäbe es in der ganzen Armee Malachenkos keine Frauen, weder bei der Elitetruppe der Jäger, noch bei Infanterie oder den Bootsleuten. Aber der Fürst war pragmatisch genug, den Flüsterern nicht in jedem Punkt nachzugeben.

Es sah alles danach aus, dass Odira allein unterwegs gewesen war. Hätte sie gemeinsam mit anderen Jagd auf ihn gemacht, wären sie längst hier. Vielleicht hatten sich ihre Wege auch nur aus Zufall gekreuzt. Vielleicht war seine Abwesenheit noch gar nicht bemerkt worden und auch sie hatte sich verbotenerweise von der Truppe entfernt. Nein, das konnte nicht sein. Ersteres mochte stimmen. Das zweite sicher nicht. Dann hatte sie nicht nur eine Erlaubnis sich vom Lager zu entfernen, sondern auch einen Auftrag. Einen geheimen Befehl.

Jedem anderen wären diese Gedanken gleichgültig gewesen. Ihm nicht. Er hatte sich längst entschlossen, sie am Leben zu lassen. Aber er konnte es auch nicht wagen, sie einfach in diesem Dickicht zurückzulassen. Er musste sie mitnehmen. Ab sofort war sie seine Gefangene. Vielleicht würde sich irgendwann herausstellen, dass er sie noch gebrauchen konnte. Als Geisel, als Faustpfand.

Heiser lachte Kanturiol in sich hinein, als er die Bewusstlose fesselte. Er wusste genau, dass er sich etwas vormachte. Die Nachteile würden die vermeintlichen Vorteile bei weitem überwiegen. Mit einer Gefangenen im Schlepptau würde er nur halb so schnell vorwärts kommen. Und solange sie noch ohnmächtig war, würde er sie tragen müssen. Sie war zwar zierlich und leicht, aber mit ihr über der Schulter käme er nicht weit. Sollte er sie doch zurücklassen?

In diesem Moment schlug sie die Augen auf.



»Ich … ich kann nicht … mehr …« Abrupt blieb er stehen. Es war das erste Mal, dass sie etwas sagte, seit sie vor zwei Wachphasen losgezogen waren. Trotz, Verbitterung und schließlich Verzweiflung hatten ihren Mund versiegelt. Mehr als einmal hatte er versucht, mit ihr zu reden, aber sie starrte ihn jedes Mal nur voller Verachtung an. Sie aß schweigend die Nurranto-Früchte, die er ihr pflückte, wenn sie Rast machten. Dazu lockerte er ihre Fesseln, die er dann regelmäßig wieder festzurrte, wenn sie sich zum Schlafen niederlegten. Die Wurfangel hatte er hinter seinem Rücken in den Gürtel gesteckt. Das Bajonett hielt er, wenn sie weiterliefen, in der Hand und wehrte damit die nach ihnen ausschlagenden Lianen ab. Die Führungsleine hatte er in mehrere Teile zerschnitten, mit denen er die jüngste Tochter des Fürsten nicht nur gefesselt, sondern auch an sich gebunden hatte. So spürte er jede ihrer Bewegungen selbst dann, wenn er schlief.

Es war wohl diese höchst demütigende Behandlung, die sie verbittert hatte schweigen lassen.

Trotz seiner anfänglichen Befürchtungen kamen sie schneller vorwärts, als er gedacht hatte. Aber das lag vor allem an der langen, scharfen Klinge des Bajonetts, mit dem er den Weg freihauen konnte. Und an der Schlinge, die er ihr nicht zu fest, aber auch nicht zu lose um den Hals gelegt hatte und die sich zusammenziehen würde, sobald sich die Leine, die sie mit Kanturiol verband, zu stark straffte.

»Was ist los«, knurrte er. »Wir sind doch erst zwei Stunden unterwegs …«

Wie alle Elite-Jäger verfügte Kanturiol über ein exzellentes Zeitempfinden, Resultat einer langen Ausbildung, in der er gelernt hatte, den immer gleichbleibenden Puls der Welt zu spüren. Laut den Priestern handelte es sich dabei um die dritte der fünf Emanationen, mit der sich Rrre, der Alleserschaffer, der Welt mitteilte. Die beiden ersten Emanationen: Licht und Wärme gehörten zu den sogenannten offenen Zeichen, mit denen sich der Gott seinen Geschöpfen zeigte. Der Zeitimpuls war der deutlichste der drei verborgenen Emanationen, von denen die vierte nur den Priestern vorbehalten war und die fünfte zum Geheimwissen der drei Oberpriester, dem Abgesandten und dem Kazan gehörte.

Kanturiol hatte aber auch schon Ketzermeinungen vernommen, dass es sich bei der ersten verborgenen Emanation um das unsichtbare Pulsieren des alles erleuchtenden Zentrallichts, dem Zentrum ihrer Welt, handeln solle. Ihm war es im Grunde egal, sollten sich die Gelehrten um derartige Spitzfindigkeiten streiten. Wie jeder Elitesoldat eines gefürsteten Herrschers über eines der Länder, die von Rrres alles sehenden und alles erleuchtenden feurigen Blicks beschienen wurden, spürte er genau das Verrinnen jener kostbaren Zeitgabe, die das Himmelsauge jedem Lebewesen geschenkt hatte.

Erstaunt sah er, dass Tränen aus Odiras Augenwinkeln flossen. Augenblicklich wurde ihm heiß ums Herz. Er bekam weiche Knie und schalt sich gleichzeitig innerlich einen Tölpel, dass er so unvermittelt auf den ältesten Trick, über den die Frauen seit Alters her verfügten, hereinfiel: Mitleid zu erzeugen. Sofort verhärtete sich seine Miene wieder.

»Versuch nicht, mich mit billigen Tricks hereinzulegen«, zischte er wütend und wollte sich umdrehen, um weiterzumarschieren. Doch Odira hatte sich auf den Boden gesetzt und hielt ihm mit jetzt wieder gewohnt verächtlichem Blick ihren rechten Fuß entgegen. Die Sohle wies an einigen Stellen Risse auf.

»Na und«, wollte er schon sagen, »meine Stiefel sehen nicht viel besser aus. Es war deine Entscheidung die zarten Tanzschühchen des Adels gegen das Schuhwerk des Soldaten zu tauschen …« Doch er biss sich auf die Zunge.

Aus dem größten der Risse drang eine Flüssigkeit durch die Sohle. Blut.

»Seit wann hast du das?«

»Seit gestern«, antwortete Odira.

»Warum hast du nicht eher was gesagt …«

Er versuchte die Schnallen zu lösen, um ihr den Stiefel vom Bein zu ziehen.

»Lass mich das machen«, bat sie.

»Nein«, knurrte er. »Damit du mir, sobald ich mich auf deine Wunde konzentriere, den Knüppel über den Schädel ziehst, der neben dir liegt. Kommt nicht in Frage …« Mit einem Ruck zog er den Stiefel vom Bein. Der Strumpf, der über fein gearbeitete Löcher für die Krallen verfügte, hatte sich mit Blut vollgesogen. Kanturiol sah, dass rasch weiteres Blut nachströmte. Er blickte in den Stiefel, griff hinein und riss den nagellangen Dorn, der sich durch die Sohle gearbeitet hatte, heraus.

»Bleib ruhig«, befahl er und zog auch den Strumpf vom Fuß. Wie alle Jäger verfügte er über ein flaches Päckchen Verbandszeug in der Innentasche seines Wamses, riss es auf und entfaltete einige mit Fennkrautsud getränkte Stoffstreifen.

Es war nicht die erste Verletzung, die er behandelte. Aber selten war eine ungelegener gekommen. Er befand sich kurz vor dem Ziel, das er heute noch zu erreichen gehofft hatte, und nun dies.

»Hast du einen Ersatzstrumpf dabei?«, fragte er Odira.

»Nein. Ich war nicht auf einen längeren Weg eingerichtet.«

»Dann musst du es damit versuchen.« Kanturiol griff in seine Gürteltasche, in der er eine zusammengerollte Regenhülle, die er noch nicht gebraucht hatte, und etwas Ersatzwäsche steckte. Er rollte den Strumpf über den frischen Verband, der so noch zusätzlich gehalten wurde. Als er sich den Stiefel vornahm, um ihn von innen zu säubern, sank Odiras verletzter Fuß nach unten und blieb auf seinem Oberschenkel liegen. Sie unternahm keinerlei Anstrengungen, um ihn dort wegzuziehen. Er spürte die Hitze, die von ihrem Fuß ausging und sich wie ein Fieber auf sein Bein übertrug. Langsam kroch die Wärme höher.

»Ich weiß, wo du hinwillst«, sagte sie plötzlich, während er mit einigen Blättern im Inneren ihres Stiefels herumputzte.

»Das ist ja auch nicht schwer zu erraten«, knurrte er. »Warum hattest du Ausgang? Warum durftest du das Lager verlassen?«

»Ich habe einen Auftrag«, antwortete sie knapp. Es entging ihm nicht, dass für sie dieser Befehl noch immer Gültigkeit besaß.

»Du willst mir nicht verraten, um was für einen Auftrag es sich gehandelt hat …«

»Warum sollte ich«, erwiderte sie schnippisch. »Man hat mich in wenigen Stunden zurückerwartet. Und da ich nicht gekommen bin und du fehlst, werden der General und mein Vater zwei und zwei zusammenzählen können …«

Kanturiol schwieg grimmig.

»Gib auf«, fuhr Odira fort. »Sie sind uns auf den Fersen. Wenn du dich ergibst, werde ich mich bei meinem Vater für dich einsetzen. Du weißt, dass ich dich mag …« Sie schrie auf, da er ihr verletztes Bein mit einem Ruck von sich gestoßen hatte.

»Schweig!«, schrie er. »Du würdest dafür sorgen, dass ich auch bei meiner Hinrichtung in dein lächelndes Gesicht blicken müsste.« Augenblicklich verdüsterte sich ihre Miene, aber sie sagte nichts mehr. Grob streifte er ihr den Stiefel wieder übers Bein und starrte sie dabei wütend an. Sie hielt seinem Bück mit funkelnden Augen stand und ließ sich von ihrem Schmerz nichts mehr anmerken.

»Los, steh auf«, befahl er und zerrte an der Leine. »Es ist mir egal, ob du noch laufen kannst. Wenn nicht, lass ich dich hier zurück …« Er bewegte mit einer nachlässigen Geste das Bajonett in ihre Richtung.

»Es wird schon gehen«, sagte sie leise.

»Das wollen wir schwer hoffen!«, ertönte es in diesem Moment. Kanturiol wirbelte herum. In zehn Metern Entfernung teilte sich der Blättervorhang und eine Armbrust mit gespannter Sehne und abschussbereitem Bolzen richtete sich direkt auf seine Brust. Jetzt raschelte es von allen Seiten. Langsam drehte sich der Jäger um die eigene Achse. Mindestens ein Dutzend Armbrüste zielten auf sie. Die Schützen trugen einheitliche silbern glänzende Brustharnische und auffällig geschwungene Helme. Abgesehen von einzelnen weißen Flecken glänzten ihre Felle in lichtschluckendem Schwarz.

*

»Danke! Ganz herzlichen Dank, Kanturiol!«, raunzte Odira wütend.

»Ruhe!«, zischte der Wächter. »Noch einen Ton und ich stopfe euch das Maul!«

Sie befanden sich in einem gewaltigen Lager. Mindestens tausend Kämpfer hausten hier in mehr als dreihundert Klein-Zelten. Feuer, das hatten sie schon mitbekommen, war verboten. Jedes der Zelte war mit Zweigen und Laub getarnt, so als müssten sie auch vor dem Blick des Himmelsauges verborgen werden. Ständig patrouillierten Wachen in weitem Umkreis um das Lager. Sie waren nicht die einzigen Gefangenen. Auch das hatten sie bereits gesehen.

Die Krieger gehörten zu den Truppen von Fürst Schaschellon. Kanturiol vermutete, dass es sich auch bei dem Lager, in dem sie sich befanden, nicht um das einzige handelte, aber zweifellos um dasjenige, das am weitesten in die Ländereien des Fürstentums Malachenko vorgeschoben worden war.

Leider hatte man sie nicht zu den anderen Gefangenen gesperrt, die in einer feuchten Erdmulde hockten, jeder mit Eisenketten an den anderen gefesselt. Obwohl ihre Uniformen verschmutzt und zerrissenen waren, konnte man sie eindeutig erkennen. Die schillernd grüne Farbe war den Truppen des Kazan vorbehalten und hier in dieser Region gab es nur einen Ort, an dem Soldaten des Kazan stationiert waren.

Sorgfältig beobachtete Kanturiol den Wächter, der abkommandiert worden war, um auf sie aufzupassen. Der Mann war müde,

normalerweise hätte er jetzt in seinem Zelt hegen und schlafen sollen. Aber er war nicht müde genug, um einzuschlafen. Sie hatten gehört, als man sie in ihr eigenes Erdloch stieß und aneinanderkettete, dass er in wenigen Stunden abgelöst werden sollte.

Wenn wir Pech haben, hält er auch noch genauso lange durch, überlegte Kanturiol.

Vorsichtig robbte er millimeterweise an Odira heran. Immer wieder blieb er liegen, schaute nach oben, ob der Wächter etwas von der Bewegung mitbekommen hatte. Sorgfältig vermied Kanturiol jedes Klirren der Ketten. Er presste sich an Odiras Körper und hielt wieder inne. Er spürte, dass sie hellwach war. Würde sie protestieren, schimpfen? Er fühlte, wie sich ihre Muskeln zusammenzogen, aber sie blieb still.

»Wir müssen fliehen«, zischte er ihr ins Ohr.

»Ach ja, und wie stellst du dir das vor?«, höhnte sie zurück, flüsterte aber ebenso leise. Ein rascher Blick nach oben zu dem Wächter am Rand des Erdlochs, der schlaftrunken auf seine Füße starrte. Er hörte sie nicht.

»Wenn erst einmal der Kommandant der Schaschellon Zeit findet, sich mit uns zu beschäftigen, wird er erkennen, was für einen Fang er da gemacht hat …«, flüsterte er.

»Ein Wunder«, zischte sie. »Das erste Anzeichen von Verstand, das sich in einem hirnlosen Schädel regt … In der Tat, die Gefahr ist groß, dass jemand von Adel mich erkennt. Damit hast du Fürst Schaschellon einen unschätzbaren Dienst erwiesen. Eine solche Geisel bekommt ein Trottel wie er nicht alle Tage auf dem Silbertablett serviert. Warum wartest du also nicht, bis *du* die Angelegenheit aufklären kannst. Dann lassen sie dich frei und du wirst sicher reich entlohnt.«

»Fertig?«, fragte Kanturiol ungeduldig. Odira blieb still. »Ich hatte nie die Absicht, dich Fürst Schaschellons Schergen auszuliefern. Und wenn du ehrlich zu dir bist, weißt du das. Aber offensichtlich ist der Trottel, wie du deinen fürstlichen Nachbarn titulierst, auf die gleiche Idee gekommen wie dein Vater …«

»Wie kommst du darauf!« Unwillkürlich war sie lauter geworden. Der Wächter zuckte leicht. Offensichtlich war er doch kurz eingeschlafen. Er blickte zu ihnen herunter, aber sie verhielten sich mucksmäuschenstill und taten, als würden sie tief schlafen. Einige Minuten später sank das Kinn des Wächters wieder auf seinen Brustharnisch.

»Sie bereiten einen Überfall auf unser Land vor. Was heißt, bereiten ihn vor«, korrigierte sich Odira sofort, »sie haben die Grenze ja längst überschritten …«

»Ja«, erwiderte Kanturiol, »aber aus einem anderen Grund. Schaschellon mag ein Trottel sein, aber so dumm ist er nicht, einen echten Angriff auf das Herrschaftsgebiet deines Vaters zu wagen. Ich dachte, dir wäre auch aufgefallen, dass wir nicht die einzigen Gefangenen in diesem Lager sind …« Ein leises Seufzen antwortete

ihm. Es klang bejahend.

»Soldaten des Kazan gefangen zu setzen, das ist der Gipfel des Hochverrats.«

»Ich würde dir zustimmen, wenn ich die Hoffnung hätte, dass es den Kazan kümmern würde, was mit seinen Leuten geschieht«, flüsterte Odira.

Jetzt verschlug es Kanturiol für einen Moment die Sprache. Für ihn war der Kazan keine Person, sondern eine Institution. Es fiel ihm schwer, über ihn genauso zu denken wie über jeden anderen auch. Er schluckte. Vielleicht hatte Odira recht. Er hatte sich zu viel vorgenommen. Sein Vorhaben war von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen. Er hätte nicht tun dürfen, was er aus falsch verstandener Loyalität getan hatte. Aber jetzt war es zu spät. Sogar zu spät, um noch Bedauern für das, was geschehen war, zu empfinden.

»Egal«, erwiderte er leise. »Sie sind der Beweis dafür, worum es Schaschellon geht. Auch er will Zugriff auf die heiligen Affen und sich den Tempel in *sein* Herrschaftsgebiet einverleiben …«

Er spürte, wie sich Odiras Kopf langsam bewegte.

Sie stimmt mir zu, dachte er überrascht. Noch einmal verschlug es ihm die Sprache.

»Und wie willst du es anstellen, nicht nur aus diesem Loch, sondern auch aus diesem Lager herauszukommen …« Ihre Stimme klang irgendwo zwischen gelangweilt und genervt. Es störte ihn nicht.

Leise erläuterte er ihr seinen Plan …



Der großflächige Raum hinter dem Schott war voller Sklaven, von denen viele geschäftig hin und her eilten. Andere jedoch saßen oder lagen müßig in alten Sitzschalen herum oder lümmelten auf breiten, mit einer puddingartigen Kunststoffmasse gefüllten Kissen. Der Widerspruch zwischen der Unruhe einerseits und dem Nichtstun andererseits konnte nicht überdecken, dass die Atmosphäre in diesem erstaunlich sauber wirkenden Raum von gepflegter Langeweile erfüllt war.

Milan D'aerte fiel Dana sofort auf. Er war der einzige von allen Anwesenden, der ein weit geschnittenes, bequemes Gewand trug, das vom Aussehen an eine altrömische Tunika erinnerte.

Als Sklavenführer muss er bei seinen Herren einen starken Eindruck hinterlassen haben, überlegte Dana, *wenn sie ihm derartige Privilegien zugestehen*. Zumindest in einem wesentlichen Punkt schienen sich die Morax auf D'aerte verlassen zu können. *Er hält den Laden am Laufen … Und zwar so reibungslos, dass sie der Rest nicht kümmert!*

»Bleib hier stehen«, befahl der Kastrat und watschelte davon.

Ein kurzer Blick zurück auf Dana, die wie angewurzelt da stand, überzeugte ihn von der Willfährigkeit der Sklavin. Sie sah, dass sich die

wabbeligen Massen des Eunuchen zu Milan D’aerte hinabbeugten. Mit spitzen Lippen flüsterte er dem Sklavenführer etwas ins Ohr. Ein kurzer Blick aus tief liegenden Augen schoss zu Dana, dann wandte sich der J’eebem-Pate wieder an den Kastraten. Der hatte sich inzwischen neben seinen Herrn gekniet und schien ihm etwas wort- und gestenreich zu erklären. Ab und an nickte D’aerte und hob irgendwann die Hand. Sofort rannte eine Leibsklavin zu ihm und kniete sich wie der Kastrat vor ihn. Ein kurzer, für Dana unverständlicher Befehl, dann erhob sie sich wieder und eilte davon. Es gelang Dana nicht zu verfolgen, wohin sie verschwand.

Ächzend erhob sich auch der Eunuch wieder, kam ein paar Schritte auf Dana zu und winkte sie dann mit seiner ausgestreckten Hand heran.

Gab es Verhaltensregeln, die Dana befolgen musste? Erwartete D’aerte von ihr, dass sie sich ebenso vor ihn hinkniete wie die Leibsklavin oder der Kastrat? Und würde sie sich so weit erniedrigen, wenn man es von ihr verlangte? Wo war ihr Stolz geblieben, wo die unsichtbare Grenze, die sie um keinen Preis überschreiten würde, auch nicht um den des nackten Überlebens? Gab es diese Grenze überhaupt oder war sie in ihrem Kampf, weiterzuexistieren, bereit, tiefer zu sinken, als sie es sich je ausgemalt hatte? Ein kalter Schauer durchfuhr sie. Ihr wurde bewusst, dass sie auf keine dieser Fragen eine Antwort kannte.

Eine fast unmerkliche Handbewegung des Eunuchen deutete ihr an, wieder stehen zu bleiben. Der Dicke trat einen Schritt zur Seite. D’aerte musterte sie eine Weile schweigend.

»Vielleicht hast du recht«, sagte er dann zu dem Kastraten. »Also gut, probieren wir es aus.« Er hob wie abwägend die Hand und wandte sich dann von Dana ab. Sofort watschelte der Eunuch zu ihr, packte sie am Arm und dirigierte sie in einen kleinen Nebenraum. Unwillig verscheuchte er ein paar Sklaven, die sich hier aufhielten und unterwürfig sofort das Weite suchten.

»Setz dich, mein Kind«, piepste er und klopfte mit der Hand neben sich auf das Sitzkissen. Die weiche Gallertmasse der Kissenfüllung bewegte sich unter ihm fast in gleicher Weise wie die Fettmassen seines aufgedunsenen Körpers. Gehorsam nahm Dana Platz. Zum ersten Mal teilte ein feistes Lächeln das Gesicht des riesigen Eunuchen.

»Mein Herr und Meister«, er wies mit einer weitschweifigen Bewegung nach nebenan, »hat zugestimmt. Das ist eine einmalige Chance für dich, Kindchen. Als Leibsklavin kommst du für ihn nicht in Frage. Du bist ihm zu gefährlich, aber in seiner Güte wird er davon absehen, dich zu töten …«

Dana wusste nicht, ob der dicke Kastrat ihr die Erleichterung anmerkte, die seine Worte bei ihr ausgelöst hatten. Gegen D’aerte und seine Schläger hatte sie keine Chance.

»Immerhin«, fuhr der Eunuch ungerührt fort, »weiß er genau, wann ihm jemand nützlich sein kann und dann, meine Kleine, ist es ihm ein

Leichtes«, der Translator zögerte kurz und übersetzte dann: »über den eigenen Schatten zu springen.« Der Dicke lachte leise und streichelte Dana dabei über die Schulter. Sie zwang sich, die Berührung regungslos über sich ergehen zu lassen. Auf einmal packte er fester zu und kniff ihr in den Oberarm.

»Ja, ja«, rief er, »das ist gut. Sehr, sehr gut! Festes Fleisch, harte, durchtrainierte Muskeln, ausgezeichnetes Material. Kein Gramm zu viel und keine Faser, die nur für die Optik hineingepumpt wurde. Perfekt!«

Dana starrte den Eunuchen mit ausdrucksloser Miene an, während er sie abfummelte. Der Dicke rückte abrupt ein paar Zentimeter von ihr ab, drehte seinen massigen Leib, um sie direkt von vorne ansehen zu können und streckte ihr mit einer entwaffnenden Geste seine kleine, fette Hand entgegen.

»Minslow«, quietschte er und lächelte erneut wie ein junges Schweinchen. Zögernd gab ihm Dana die Hand, die der Kastrat mit erstaunlich festem Griff umschloss. »Ich heiße Minslow.«

»Dana Frost«, erwiderte sie knapp.

»Jetzt hör mir genau zu, Dana Frost«, fuhr der Eunuch fort. Augenblicklich war das Lächeln wieder aus seinem Gesicht verschwunden. Seine kleinen Augen bekamen einen stechenden, alles durchdringenden Blick, der seinem hohen Stimmchen absolut entgegengesetzt zu sein schien. »Was ich dir jetzt zu erklären habe, ist für uns alle, vor allem aber für dich, von höchster Wichtigkeit. Du musst dir alles, was ich dir sage, genau merken, Kindchen. Davon wird dein Leben abhängen.«

Als Minslow weitersprach, begriff Dana, dass er nicht übertrieben hatte …

*

»Mach es genau, wie ich dir gesagt habe«, flüsterte Kanturiol. »Wir haben nur einen Versuch. Unser Leben hängt davon ab …«

Millimeterweise waren sie bis an den Rand der Grube gekrochen. Es war ihnen gelungen, nahezu lautlos voranzukommen und kein Klirren der Ketten, mit denen man sie aneinandergefesselt hatte, ließ den Wächter hochschrecken. Dann ging alles blitzschnell. Odira stieg mit ihrem gesunden Fuß in Kanturiols zusammengefaltete Handflächen, wurde von ihm wie mit einem Katapult nach oben geschleudert. Sie erwischte den Wächter mit beiden Fäusten und riss ihn, noch bevor er einen Laut des Schreckens von sich geben konnte, nach unten in die Grube. Ein gezielter Hieb gegen die Schläfe setzte den Schwarzpelz endgültig außer Gefecht.

Hastig durchsuchten sie seine Kleider. Sie fanden den Schlüssel, mit dem sie das Schloss öffnen konnten, das die Ketten mit dem tief in den Boden gehauenen Pflock verband. Noch war der Wächter bewusstlos,

aber sie mussten sich beeilen. Jeden Augenblick konnte die Ruhephase im Lager vorbei sein und selbst, wenn sie noch andauern sollte, konnte jeden Moment jemand an dem Erdloch vorbeikommen, besonders wenn er sah, dass der Wächter nicht mehr an seinem Platz am Rand der Grube saß.

Es war mühselig, dem Wächter Harnisch, Helm und die für die schaschellonischen Truppen typischen gestreiften Hosen auszuziehen. Da sie wie erwartet für Kanturiol zu klein waren, zog Odira sie an. Sie streiften dem Wächter ihre edle Jagdkleidung über.

»Schade um meine edle Kluft! Sein Zeug stinkt«, beschwerte sie sich flüsternd und rümpfte die kleine, feuchte Nase. Wortlos rieb Kanturiol ihr Gesichtsfell mit der feuchten, dunklen Erde ein, eine Prozedur, die sie umgekehrt auch bei ihm vornahm. Der Wächter war mit einem Krummdolch, einer am Gürtel zu tragenden kleinen Armbrust für kurze bis mittlere Distanz und einem Behälter für die Bolzen bewaffnet gewesen. Kanturiol nahm die Waffen an sich.

»Was bekomme ich?«, zischte Odira zornig.

Er zuckte mit den Schultern. »Das sehen wir von Fall zu Fall … und sobald wir hier raus sind …«, erwiderte er lakonisch.

»Dann nimm wenigstens auch den Helm«, flüsterte sie und drückte ihm die unbequeme Kopfbedeckung mit einem wütenden Ruck in die Hand. »Dann hält man dich bei einem oberflächlichen, schlaftrunkenen Blick wenigstens für einen Schaschellon-Krieger.«

Das darf aber nur ein sehr *oberflächlicher Blick sein,* dachte Kanturiol, sagte aber nichts. Der Wächter wurde angekettet und sicherheitshalber geknebelt. Dann beförderte er Odira wie zuvor über den Grubenrand. *Jetzt kommt's drauf an …,* überlegte er, aber da ließ sie schon das dicke Tau hinab, und auch er kletterte aus dem Loch.

Gebückt hasteten sie zwischen den niedrigen Zelten hindurch und erreichten den kaum mannshohen Wall, den Fürst Schaschellons Soldaten ausgehoben hatten, um ihr Lager notdürftig zu sichern.

Kaum linsten sie vorsichtig über den Rand, teilte sich ihnen direkt gegenüber, kaum zehn Meter von ihnen entfernt, das Gebüsch und rund ein Dutzend Schaschellon-Krieger marschierten geradewegs auf sie zu. Sie zuckten zurück und verharrten hinter dem Wall, als sie den Befehl des Patrouillenführers hörten.

»Rechts um.«

Kanturiol fürchtete, dass selbst sein hastig gehender Atem sie verraten würde. Es war, als würde der Trupp in Armeslänge an ihnen vorbeimarschieren. Ihre Schritte wurden leiser.

Eine Falle! Ist das eine Falle?

Wie ein feuriges Rad rotierte dieser Gedanke durch seinen Kopf. Vorsichtig schob er sich über den Rand des Walls und sah die beiden letzten Krieger der Patrouille um die Ecke des Lagerwalls biegen.

»Schnell!«, sagte er heiser. Sie hechteten in dem Moment auf die andere Seite, als der Patrouillenführer an der Spitze seines Trupps das grob gezimmerte Holztor zur Seite schob und das Lager betrat.

Sie rannten immer noch gebückt durchs Unterholz, als die Geräusche des Dschungels längst die Befehle und Laute des erwachenden Lagers übertönten.

»Wir sind noch nicht in Sicherheit«, sagte Kanturiol keuchend, als sie schließlich erschöpft haltmachten. Nach seinem Gefühl mussten sie längst die neutrale Zone rings um den Tempel der heiligen Affen erreicht haben. Nach der Truppenkonzentration rings um das Heiligtum zu urteilen, sagte das jedoch wenig.

»Fürst Schaschellon wird das Netz seiner Patrouillen rings um den Tempelbezirk immer enger ziehen«, sagte Odira, die sich erschöpft hatte zu Boden fallen lassen. »Und das bedeutet, dass es hier in Kürze keinen einzigen Ort mehr geben wird, an dem wir sicher wären …«

»Du hast Recht«, gab Kanturiol zu. »Möglicherweise haben die Kazan-Wächter längst gemerkt, dass sie immer weniger werden.«

»Bei einem Schwund von ein paar Wächtern werden sie noch keinen Verdacht schöpfen«, entgegnete Odira. »Der Dienst bei den Truppen des Kazan ist von allen Heeresdiensten der Unbeliebteste. Fahnenflucht und Desertation sind nicht ungewöhnlich …«

»Der Wachdienst bei den heiligen Affen bedeutet aber eine Auszeichnung. Es ist normalerweise eine ruhige Arbeit, außerdem erhalten die Tempelwächter doppelten Lohn. Einmal vom Kazan, dann von den Priestern …«

»Theoretisch«, höhnte Odira, »auf dem Papier und nur solange der Kazan zahlen kann. Erinnerst du dich daran, wann er das letzte Mal seinen Truppen regelmäßig den Sold ausbezahlt hat?«

Kanturiol zuckte mit den Schultern.

»Da!«, rief sie und griff nach seinem Arm. Ein Strahlen ließ ihre Augen leuchten. Er folgte ihrem Blick nach oben. Dann sah er sie auch.

In zehn, fünfzehn Metern Höhe schwang eine kleine Sippe der heiligen Affen durch das Geäst der Urwaldriesen. So schnell sie aufgetaucht waren, so rasch waren sie auch wieder verschwunden.

»Wir müssen tatsächlich ganz in der Nähe sein …« Odiras Stimme hatte auf einmal jeden Beigeschmack von Sarkasmus oder Ironie verloren, mit der sie Kanturiol so gerne bedachte.

»Das ist es!«, rief er und zeigte nach oben. Mit den Krallenspitzen zupfte sie sich die festgetrockneten dunklen Erdkrumen aus dem Fell. »Das ist es!«, wiederholte Kanturiol. »Es geht vielleicht langsamer, ist dafür aber auch bedeutend sicherer …«

Das halb gesäuberte Fell auf Odiras Stirn zog sich zu einem skeptischen Runzeln zusammen.

»Das ist nicht dein Ernst«, schimpfte sie.

»Unsere Vorfahren haben auch in den Bäumen gelebt«, fuhr er begeistert fort.

»Da bekommt mich niemand hoch!«, rief sie. »Es hat uns viele, viele Generationen gekostet, den aufrechten Gang auf dem festen Boden zu lernen. Ich springe doch nicht mir nichts dir nichts hundert Stufen im Prozess unserer Zivilisation wieder zurück! Du bist wohl von allen

guten Geistern verlassen …«

Sie starrte ihn voller Empörung an. Männer neigten ja häufig dazu, unsinnige und undurchführbare Vorschläge zu machen. Wenn er das einem primitiven Bauernmädchen gesagt hätte, dann hätte sie vielleicht gelacht. Vielleicht. Wahrscheinlicher aber hätte sie ihm eine Kralle in die Wange gehauen oder wäre schreiend davongerannt. Umso unglaublicher empfand sie den Affront, dass er *ihr* diesen Vorschlag unterbreitet hatte. Ihr, einer künftigen Fürstin! Auf die Bäume klettern. Noch dazu gemeinsam … Nicht zu fassen!

»Aber … aber die … heiligen Affen«, stammelte er.

»Das ist ja wohl nicht zu vergleichen«, fauchte sie.

Er meinte es tatsächlich ernst! Es war kein Scherz gewesen. Sie konnte es noch immer nicht glauben. Kanturiols Miene hatte sich verfinstert.

»Ich dachte«, sagte er jetzt wieder mit festerer, wenngleich nach wie vor heiserer Stimme, »du wärst wenigstens ein bisschen aufgeklärt. Immerhin eine Fürstentochter, die sich zum Dienst bei den Jägern verpflichtet hat. Aber …« Er hielt inne. Es schien, als lausche er einer inneren Stimme, die ihm vorsagte, was er aussprechen sollte.

»Aber was?«, fragte sie spitz.

»Aber da habe ich mich wohl getäuscht …« Er klang resigniert.

»Das wird's wohl sein.«

Kanturiol warf ihr den Krummdolch vor die Füße. »Dann gehen wir …«, er lauschte erneut, bevor er weitersprach, »ab sofort getrennte Wege.« Mit einem Satz sprang er in die Höhe, erwischte einen dicken Ast, schwang sich empor und war keine zwei Lidschläge später im Wipfel des Baumes verschwunden. Sie starrte ihm hinterher, erhob sich ebenfalls, steckte den Dolch in den Gürtel und wollte sich schon abwenden, als ein leises Geräusch sie mitten in der Bewegung innehalten ließ.

Befehle und Kommandos im schaschellonischen Dialekt. Sie schienen von überall zu kommen. Gehetzt blickte sie um sich. Nur ihr Brustharnisch schützte sie. Kopf, Schultern, Arme, Beine, der ganze Rücken waren ungeschützt. Mit einem Satz sprang sie an den nächsten Ast und hangelte sich in die Höhe …

*

Susan Jamil hatte die Bergstrom-Funk-Verbindung in den Besprechungsraum hinter der Brücke gelegt. Neben Commander Stephan van Deyk waren noch Bruder William, Rana Quaid und Simon E. Jefferson anwesend. Sie beschäftigten sich gerade mit der technischen Vorbereitung und personellen Zusammenstellung der Gruppe, die den Planeten mit der auffälligen Signatur der Toten Götter untersuchen sollte, als die Kommunikations-Offizierin das Gespräch von der Erde ankündigte.

»Valentina …«, sagte Bruder William überrascht, als das Gesicht der

Galab-Agentin auf dem Monitor erschien.

Er spürte, wie ihn ein überraschter Seitenblick von Rana traf und ahnte, welche Gedanken ihr durch den Kopf schossen. Ausgerechnet der schüchterne Christophorer scheint alle gut aussehenden Frauen des Universums zu kennen … Nicht genug damit, er spricht sie sogar ohne jede Umschweife mit dem Vornamen an … Allerdings war er gegenüber den übrigen Anwesenden im Vorteil. Schließlich war er nicht nur bereits an Bord der alten STERNENFAUST gewesen, als sie sich das erste Mal gesehen hatten, sondern er hatte Dana Frost und Valentina Duchamp seinerzeit auch auf ihrer Mission zum Spielerplaneten Druillet und ins Labyrinth der Toten Götter begleitet.

»Bruder William, erfreut Sie zu sehen«, sagte sie. Der Christophorer übernahm die Vorstellung. »Ex-Galab«, ergänzte sie seine Ausführungen, »vorübergehend beurlaubt …«

Als Valentina van Deyks erstaunten Blick bemerkte, der sich an seiner hochgezogenen linken Augenbraue bemerkbar machte, klärte sie die Anwesenden über den Hintergrund auf.

»Admiral Rudenko strebt also tatsächlich den Vorsitz des Hohen Rates an«, sagte der Commander mit unbeweglicher Miene. Eigentlich wäre eine etwas freudigere Reaktion auf diese Mitteilung zu erwarten gewesen. Schließlich war er über weite Strecken seiner Karriere von Rudenko gefördert worden.

»Ex-Admiral«, korrigierte Valentina erneut.

Van Deyk nickte. »Natürlich«, sagte er, »das ist das Mindeste, was er tun muss, um einigermaßen unbelastet in den Wahlkampf zu ziehen …«

»Wie meinen Sie das, Commander«, fragte Rana Quaid. Doch bevor van Deyk antworten konnte, öffnete sich das Schott zum Besprechungsraum und Robert Mutawesi trat ein. Er hatte einige Unterlagen für die Arbeitsgruppe zusammengestellt, die er auf den Tisch legte.

»Ah! Madame Duchamp«, rief er, als er Valentina auf dem Bildschirm erkannte. Sie erwiderte seinen Gruß.

»Wie meinten Sie das, Commander?«, wiederholte Rana.

»Ich bin mir, offen gesagt, unsicher«, sagte van Deyk, »was ich davon halten soll, wenn ein ehemaliger Admiral des Star Corps in die Politik geht und das höchste Amt der Solaren Welten anstrebt … Da ist das Mindeste, was er tun muss, dass er als Militär seinen Abschied nimmt …« Niemand achtete groß darauf, dass Mutawesi abwechselnd den Commander, dann Valentina auf dem Monitor mit offenem Mund anstarrte. Es war offensichtlich, dass die Nachricht von Rudenkos Kandidatur ihn ebenso überrascht hatte, wie die meisten anderen im Raum.

»Äh … nicht ganz«, griff Valentina wieder ein, »wie ich es tue, lässt auch Rudenko seinen Posten derzeit nur ruhen. Er ist ja schon eine ganze Weile in der Politik, wenn auch als Abgesandter des Star Corps, aber hat nicht seinen Abschied genommen. Wenn er die Wahl verlieren

sollte – und das kann ja sein – wird sich für ihn nicht viel ändern …«

Van Deyks Miene blieb so ausdruckslos wie zuvor, aber jeder spürte, dass er Rudenkos Vorgehen nicht für richtig hielt. Ganz anders Robert Mutawesi, der allmählich seine Überraschung überwand. Das Erstaunen wich einem breiten, zufriedenen Grinsen.

Wie auf einen geheimen Befehl begannen auf einmal alle gleichzeitig und durcheinander zu reden. »Entschuldigen Sie«, unterbrach Valentina die plötzlich aufgeflammte Debatte, die in sich zusammensackte wie ein Soufflee, das vorzeitig mit zu kalter Luft in Berührung kam, »ich habe gleich einen Termin bei Sarah Windsor …«

»Was?«, rief Mutawesi dazwischen. »Pro Humanity unterstützt Rudenkos Wahlkampf?«

Die Ex-Galab-Agentin nickte kurz und fuhr fort: »Ich wollte mich eigentlich nicht an einer politischen Debatte auf der STERNENFAUST beteiligen, sondern nur wissen, ob Sie inzwischen mehr über das Verschwinden von Captain Frost herausbekommen haben …« Es war ihr gleichermaßen anzuhören wie anzusehen, dass sie sich um Dana große Sorgen machte.

Bruder William fasste kurz zusammen, dass sie noch immer nicht Genaues über ihren Verbleib wüssten. Er versprach, sobald sie etwas Neues wüssten, Valentina umgehend zu informieren. Niemand brauchte es auszusprechen. Jedem war klar, ihnen rannte die Zeit davon. Je länger der Zustand der Ungewissheit andauerte, desto mehr sanken ihre Chancen, Dana zu finden. Selbst die Nachricht von ihrem Tod wäre besser, als der ständig nagende Zweifel, das Schwanken zwischen Hoffnung und Niedergeschlagenheit.

Valentina Duchamp hatte den Vorteil, viele Lichtjahre entfernt auf der Erde zu sitzen, sodass sie die Übertragung ihres Gesichts kurz anhalten und loopen konnte. So bekamen ihre Gesprächspartner nicht mit, wie der Ausdruck tiefer Trauer über ihre Miene kroch. Für einige Momente wäre ihr mehr als deutlich anzusehen gewesen, dass sie mit dem Schlimmsten rechnete. So aber sahen William, van Deyk und die anderen ihre unveränderten Gesichtszüge und hörten nur, dass ihre Stimme auf einmal etwas rauer klang als zuvor, während sie sich für die Informationen bedankte und das Gespräch beendete.

Es war Mutawesi, der die düstere Stimmung, die sich in dem Besprechungszimmer plötzlich breitgemacht hatte, zu durchbrechen suchte.

»Etwas Besseres kann dem Star Corps überhaupt nicht passieren«, sagte er, »als dass Rudenko Vorsitzender des Hohen Rates wird. Auf meine Stimme kann er zählen!« Er warf einen forschenden Blick in die Runde. Doch er brachte die Diskussion nicht erneut in Gang.

»Ich finde, ein Soldat hat in der Politik nichts verloren«, knurrte van Deyk knapp. »Aber das ist nur meine ganz persönliche Meinung.«

*

Sie hatten Glück. Die Schaschellon-Patrouille machte zu viel Lärm, als dass ihr das Geraschel hoch über deren Köpfen auffiel. Doch der eigentliche Glücksfall bestand in einer atemberaubenden Entdeckung, die Kanturiol machte, als er immer höher in den Wipfel des Baumes stieg. Odira wollte sofort wieder zurück auf den vermeintlich sicheren Boden klettern, als die Patrouille wieder im Unterholz verschwunden war, blieb dann aber auf der schwankenden Astgabel hocken, um auf Kanturiols Rückkehr zu warten.

Sie schmollte und ärgerte sich, war aber ehrlich genug, sich einzugestehen, dass sie – wenn sie ihm nicht gefolgt wäre – inzwischen wieder von Schaschellons Soldaten gefangen genommen worden wäre. Im günstigsten Fall. Vielleicht hätten sie diesmal aber auch nicht lange gefackelt und sie sofort umgebracht. Im Grunde müsste sie Kanturiol dankbar sein. Vielleicht war das der eigentliche Grund ihrer Verärgerung. Seit sie ihn eingefangen hatte – was entfernte sich dieser Bursche auch unerlaubt von der Truppe? –, war sie vom Pech verfolgt gewesen. Zuerst hatte er sie überwunden. Dann war sie in demütigender Weise seine Gefangene gewesen. Schließlich waren sie gemeinsam in die Krallen des Feindes gefallen. Und zu unguter Letzt war ihr Ausbruch aus dem Lager der Schaschellon-Krieger *seine* Idee gewesen und nicht ihre. Jeder Punkt für sich genommen war mehr als ausreichend, eine Fürstentochter dauerhaft zu verärgern. Alle zusammen ließen sich kaum noch ertragen. Da kam ihr das Gefühl, dass sie ihm eigentlich dankbar sein müsste, nur noch als ärgerliche Dreingabe vor.

Nein, diesem Gefühl würde sie widerstehen können.

Gut, er hatte ihr unmissverständlich klargemacht, dass er sie nicht mehr als Gefangene betrachtete. Sie könnte ihrer Wege gehen und versuchen, auf schnellstem Weg zu ihrem Vater zurückzukehren. Das wäre sogar das Vernünftigste, das einzig Gebotene gewesen. Schließlich musste ihn jemand über Fürst Schaschellons massive Truppenkonzentration informieren. Wenn ihr Vater, ohne über die Pläne des verhassten Nachbarn Bescheid zu wissen, die Truppen in Gang setzte, um seine Pläne bezüglich des Tempels und der heiligen Affen zu verwirklichen, dann war eine Katastrophe vorbestimmt, die vielen das Leben, die Freiheit und die Gesundheit kosten würde.

Andererseits hatte sie gerade eben erst wieder gesehen, dass es nicht so einfach sein würde zurückzukehren. Erst recht nicht allein. Die Gefahr, erneut einer Patrouille Schaschellons in die Hände zu fallen, war groß. Dann würde sie niemanden mehr warnen können. Im Gegenteil, falls man sie am Leben ließ, würde man sie früher oder später als das erkennen, was sie war. Eher früher als später und in diesem Moment hätte sich die jüngste Tochter Fürst Malachenkos in die wertvollste Waffe des Feindes verwandelt. Eine Metamorphose, die sie unbedingt verhindern musste.

Lieber sterben, dachte sie, *als das …*

Eine Möglichkeit begann sich in ihrem Kopf abzuzeichnen und je länger sie darüber nachdachte, desto mehr begriff sie, dass das ihre einzige Chance sein würde.

Zusammen mit Kanturiol wäre es leichter möglich, zu den Truppen ihres Vaters zurückzukehren. Doch das war ausgeschlossen. Längst hatte sie die Hoffnung aufgegeben, ihn dazu überreden zu können. Welche Garantien konnte sie ihm schon bieten. Sicher, sie würde sich – anders als er es vermutete – in jedem Fall dafür stark machen, dass ihm kein Haar gekrümmt würde. Aber reichte ihr Einfluss tatsächlich so weit, um das auch wirklich zu erreichen? Wieder musste sie ehrlich zu sich sein und zugeben, dass dem nicht so war. Genau das wusste Kanturiol natürlich auch. Abgesehen davon, dass eine Rückkehr seinen Zielen ohnehin widersprach.

Sein unverrückbares Ziel war, den Tempel unter allen Umständen zu erreichen und die dort stationierten Truppen des Kazan vor den Plänen ihres Vaters – und auch des Fürsten Schaschellon, wie sich herausgestellt hatte – zu warnen. Ein bitteres Lächeln huschte über ihr zartes Gesichtsfell.

Armer Kerl. Er weiß genau, dass dieser Verrat weder ihm noch dem Häuflein kazanischer Söldner etwas nutzen wird. Er mag hoffen, dass er überlebt und der Kazan in der fernen Hauptstadt von seiner Tapferkeit und seinem Edelmut erfährt und es ihm lohnt.

Doch die Chancen, dass das eintrat, waren geringer, als dass Rrre, der Alleserheller, vom Himmel stieg und persönlich in das Geschehen eingriff …

Sie zuckte resigniert mit den Schultern. Odiras Entschluss stand fest. Sie würde bei Kanturiol bleiben. Zumindest vorläufig.

Unterdessen war der Jäger, dem Odiras Gedanken galten, bis in die höchsten Spitzen des Urwaldriesen geklettert. Der Baum überragte die übrigen Wipfeln um einiges und so besaß Kanturiol eine fantastische Aussicht über das wogende Grün der Wipfel hinweg.

Fast hätte er laut gerufen, um Odira seine Entdeckung mitzuteilen und sie nach oben zu locken. Doch er biss sich auf die Lippen und unterdrückte diesen Aufschrei der Überraschung und Begeisterung. Weit in der Ferne und doch deutlich zu erkennen sah er die turmhohen Erhebungen des Heiligtums, die aus dem grünen Meer herausragten wie die Spitzen einer Insel. Das allein war schon höchst beeindruckend … und beglückend. Wer sah den Tempel schon aus dieser Perspektive? Niemand außer Rrre, den Vögeln und den heiligen Affen.

Kanturiol wusste, dass es ungebührlich war, auf einen Baum zu klettern. Er konnte sich lebhaft ausmalen, zu welchem Gerede es unweigerlich kommen musste, sobald es bekannt würde. »Wer hoch hinauswill, baut mit seiner Hände Krallen einen Turm. Das ist Recht getan. Wer dagegen den Weg zurücknimmt, den die Urahnen einst gegangen sind, als sie von den Bäumen stiegen, der handelt Unrecht. Da er alle Errungenschaften der Zivilisation, die seitdem der Natur abgerungen wurden, mit Verachtung straft …« Das war die offizielle

Sichtweise, der Flüsterer und der Priester. Die einfachen Leute würden nur sagen: »Wer hoch klettert, fällt umso tiefer …«

Egal. Er hatte ohnehin alle Brücken hinter sich abgebrochen. Und letztlich war ihm sogar Odira gefolgt, hatte in der Not ebenso unsittlich agiert wie er und dank dieses verrufenen Handelns überlebt.

Es war nicht nur der Anblick des fernen Tempels, der ihn begeisterte. Er sah auch, wie er auf schnellstem Weg dorthin gelangen konnte.

Er würde den luftigen Pfaden der heiligen Affen folgen. Sie würden es nicht nur erlauben, sondern sicherlich billigen. Schließlich war er unterwegs, um ihr Heiligtum zu schützen. Es trieb ihm Tränen in die Augen, als er die langen, sorgfältig aus Lianen und Ästen geflochtenen Brücken sah, die leise zwischen den Baumwipfeln im Wind hin und her schwangen. Niemand wusste bisher, dass die heiligen Affen ihre eigenen Wege über das Baummeer hinweg gebaut hatten. Gut möglich, dass dies selbst den Priestern des Tempels unbekannt war.

Kanturiol spürte, wie sich ein Gefühl der Ergriffenheit seiner bemächtigte. Er empfand den Anblick der kreuz und quer über den Urwaldriesen hängenden, schlichten Lianenbrücken, die bis in die Nähe des Tempels führten, beinahe überwältigender als den Tempel selbst. Noch ganz unter dem Eindruck dieser erschütternden Entdeckung stieg er vorsichtig wieder zu Odira hinab.



»Während du deine Audienz bei Milan D'aerte hattest«, erzählte Bran Larson, nachdem Dana sein geschwollenes Auge notdürftig versorgt hatte, »kam Hergon Lakiv und hat unser Einzelquartier wieder für seine Gruppe beansprucht …«

»Das sehe ich«, knurrte Dana und ihr Blick glitt über das gute Dutzend Sklaven hinweg.

»Ich habe versucht, es zu verhindern«, sagte Bran trotzig. Die Augenbraue war aufgeplatzt und das linke Auge so weit zugeschwollen, dass er nichts mehr durch das Auge sehen konnte. »Wäre Xygor'an hier gewesen, hätten wir diesen Platz für uns behaupten können. Und wärest du hier gewesen, hätten sie es nicht einmal versucht …«

»Reg dich nicht auf«, erwiderte Dana. »Ohne Xygor'an hätte ich sie nicht aufhalten können. Meine Tat hat uns Respekt eingebracht, aber der ist jetzt aufgebraucht. Wenn ich da gewesen wäre, hätte ich dir nur geraten, dass wir uns zurückziehen sollten. Dann wäre das Gleiche passiert … und zwar ohne dass man dir ein Veilchen verpasst hätte.«

»Du hast wahrscheinlich recht, es war unnötig und nutzlos, sich mit Lakiv anzulegen …«

»Ach … er hat selbst zugelangt?« Dana wies auf Larsons angeschlagenes Gesicht.

»Nein«, erwiderte Larson leise und seine Stimme sank zu einem

Flüstern herab.
»Wer?«
Der Kaufmann nickte nur in eine bestimmte Richtung.
Dana sah ihn kurz an, bohrte jedoch nicht weiter. Sie wollte ihn nicht weiter bedrängen, wenn er nicht darüber reden wollte. Er lag jetzt in einer hinteren Ecke des abgegrenzten Areals und vor ihnen hatten sich die anderen Sklaven ihre Plätze gesucht.
»Mit etwas Glück sind wir hier bald raus«, versuchte Dana den niedergeschlagenen Kaufmann zu trösten.
Bran schaffte ein Lächeln, das kaum gequält wirkte. »Du hast recht. Bald sind wir hier raus.« Er hustete einmal rasselnd. »Ich habe noch überhaupt nicht gefragt, wie es dir bei D'aerte ergangen ist …«
Dana zuckte mit den Schultern. »Mit Milan D'aerte selbst habe ich kaum drei Worte gewechselt. Er wollte offensichtlich nur noch mal einen Blick auf mich werfen. Die wesentlichen Details habe ich dann mit Minslow besprochen …«
»Minslow?«
»Der Eunuch«, erklärte Dana: »Sie wollen, dass ich kämpfe«, fügte sie mit eisiger Stimme nach einer kurzen Pause hinzu.
»Was? Kämpfen? Gegen wen?« Alarmiert fuhr Bran Larson hoch, der zuvor noch auf dem Rücken gelegen hatte. Er sprach so laut, dass auch ihre neuen Mitbewohner wie auf ein Kommando die Köpfe in ihre Richtung drehten.
»Ruhe!«, donnerte ein kräftiger J'ebeem, der sich am Eingang niedergelassen hatte. »Wir wollen schlafen.«
»Kommen mit«, sagte Dana zu Bran und half ihm hoch, »wir reden draußen weiter.«
Bran machte beim Gehen einen auffälligen Bogen um den J'ebeem, der sie gerade zurecht gewiesen hatte. Als Dana ihm folgen wollte, spürte sie einen festen Griff um ihren Knöchel.
»Wenn ich Ruhe sagte, meinte ich Ruhe und nicht, dass ihr hier andauernd an mir vorbeitrampelt.« Noch immer umklammerte der J'ebeem Danas Bein.
Man konnte kaum die Hand vor Augen erkennen, deshalb konnte er das Aufblitzen in Danas Augen nicht sehen – auch nicht, dass sie den freien Fuß hob. Der Tritt auf den Unterarm des Kerls, ein hässliches Knacken und seine zuvor stahlhart zupackenden Finger öffneten sich augenblicklich. Er brüllte auf.
Dana tastete durch die Dunkelheit, hatte Glück und erwischte bereits beim zweiten Versuch das Handgelenk des verletzten Arms des J'ebeem. Irgendwo knirrschte es. Der kräftige J'ebeem verwandelte sich während dieser in Sekundenschnelle ablaufenden Aktion von einem polternden Rüpel in ein vor Schmerz winselndes Häufchen Elend.
»Wenn du mich oder Bran Larson oder Xygor'an, so er denn wieder auftaucht, noch einmal wagst zu berühren, breche ich dir jeden Knochen, den du im Leib hast«, zischte Dana frostig.
»Jaaaah …«, stöhnte der Kerl.

»Gut«, sagte Dana und nahm etwas Spannung aus seinem Arm, allerdings ohne ihn loszulassen. »Das Zweite, was du dir merken musst: nicht anreden, außer du wirst gefragt … Verstanden?«

Ein gequältes Stöhnen war die Antwort.

»Das nehme ich als ein Ja.« In diesem Moment hasste sie sich selbst. Im Grunde fand sie Methoden wie die, die sie gerade anwandte, zum Kotzen. Aber was blieb ihr anderes übrig? Sie war in eine brutale Welt hineingeworfen worden, in der nur das Recht des Stärkeren zählte. Sie war dem wuchtigen Rüpel nur deshalb überlegen, weil sie ihn überrascht hatte. Auf der Skala roher Kraft hatte er ihr zweifellos einiges voraus. Das Gleiche galt für Geschwindigkeit. Die Reflexe der J'ebeem waren sprichwörtlich. Aber darauf kam es nicht an. Selbst in dieser Umgebung nicht, die nur die Sprache der Unterdrückung kannte.

Es ist notwendig, was du hier tust, sagte sie sich und ließ den gebrochenen Arm los. Es waren nur wenige Sekunden vergangen, aber sie hoffte, dass der Rüpel seine Lektion gelernt hatte. Er schnaufte schwer und ihm war anzuhören, dass er höllische Schmerzen litt.

In diesem Moment rief Bran Larson: »Dana, wo steckst du?«

»Ich komme sofort«, sagte Dana. Das heißt, sie wollte es sagen. Sie spürte, wie sich der J'ebeem spannte, und warf sich zurück.

Vom Schmerz und vielleicht auch von den Strahlungsschäden verlangsamt, schaffte es der Kerl nicht, sie zu treffen. Seine Faust zischte an ihrem Gesicht vorbei.

Mehr aus Reflex trat Dana zu, spürte Widerstand. Ein dumpfer Aufprall folgte, als der J'ebeem gegen die Wand krachte.

»Hinterhältiges Aas!«, zischte Dana und zog sich zurück. Sie wollte nicht riskieren, dass einer seiner Kumpane doch noch in die Auseinandersetzung eingriff.

Bran schüttelte den Kopf, was Dana mehr erahnte als sah. »Sich mit einem J'ebeem auf einen Nahkampf einzulassen, ist für einen Menschen nie eine gute Idee.«

»Besser jetzt als später, wenn mich die Strahlung hier fertiggemacht hat. Das ist der einzige Vorteil den ich habe. Wenn es nicht so dunkel gewesen wäre, wäre das vielleicht anders ausgegangen. Und jetzt hör zu – es kommt noch besser.«

Nachdem sie ihm flüsternd erläutert hatte, was sie mit Milan D'aertes Eunuchen verabredet hatte, sog Bran Larson zischend die Luft ein.

»Es war formuliert wie ein Angebot«, schloss Dana. »Aber eigentlich habe ich keine Wahl.«

»Das ist verrückt!«, sagte er leise. »Der pure Wahnsinn …«

*

»Du kannst mich meinetwegen für arrogant oder dumm oder beides halten«, rief Odira empört, »aber ich bin nicht verrückt! Es ist der pure

Wahnsinn, die schwankenden Lianenbrücken der heiligen Affen zu benutzen …« Kaum hatte sie ausgesprochen, ärgerte sie sich über ihren Ausbruch, der ja impulsiv und aus vollem Herzen kam. Ihr wurde allein beim Anblick des kreuz und quer über den Baumwipfeln gespannten Lianengewirrs fast schlecht.

Zum Glück verhinderte das dichte Laub der Urwaldriesen, dass sie bis zum Boden hinabblicken konnte. Es war hilfreich, *nicht* zu sehen, wie hoch oben sie sich befand. Aber sie wusste es und das ließ sich nicht verdrängen. Hinzu kam das Wissen, dass im Fall eines Sturzes zwar zahllose Äste und Zweige in den Weg ragten, diese ihren Fall aber nicht stoppen würden. Schon vor dem Aufprall auf den Boden hätten sie ihr alle Knochen im Leib gebrochen.

Aber hatte sie sich nicht vorgenommen mitzuspielen?

Kanturiols Argumente rauschten derweil wie die Fluten der Weltadern an ihr vorbei.

»Die heiligen Affen sind nie allein unterwegs, sondern immer in Gruppen. Sie hangeln sich immer mindestens zu acht oder zehnt über die Brücken. Außerdem sind sie nicht kleiner und auch nicht leichter als wir«, dozierte der Abtrünnige lebhaft. »Diese fantastische Konstruktion ist untereinander und an zahllosen Bäumen befestigt …«

»Du meinst also, dass sie uns dann allemal tragen muss«, unterbrach ihn Odira.

Kanturiol nickte. Mit einem so raschen Stimmungsumschwung hatte er nicht gerechnet. Er blickte sie an und erkannte, dass sie alles andere als überzeugt war.

»Gib mir das Messer«, sagte er. Sie zögerte, reichte es ihm aber schließlich. Mit zwei raschen Hieben trennte er ein langes Stück einer Liane vom Baum. Er gab ihr das Messer zurück und band sich das eine Ende um den Bauch. Das andere knüpfte er an den Ast, auf dem sie standen. Ohne auch nur einen winzigen Augenblick zu zögern, ließ er sich in die Tiefe fallen.

Odira schrie entsetzt auf und presste den Handrücken auf den Mund. Kanturiol war glatt durch das Laubdach gerauscht und … verschwunden.

Sie ging in die Knie und betastete den Knoten und die Liane. Sie war straff gespannt. Nur wenige Augenblicke später durchbrach Kanturiol das Laubdach und schwang sich wieder auf den Ast zurück. Ein breites Lächeln teilte sein Gesicht.

»Tja, wenn du mich hättest loswerden wollen, hast du soeben die beste Gelegenheit verpasst.« Sie kniete nach wie vor auf dem Ast, die Krallen an der Liane. Grinsend zeigte er auf das Messer, das in ihrem Gürtel steckte.

»Mach mich los«, sagte er. »Nimm das Messer. Versuch nicht den Knoten zu lösen, der hat sich durch meinen Sprung richtig festgezogen.«

Sie schnitt die Liane vom Ast.

»Binde sie dir so um den Leib, wie ich es getan habe.«

Immer noch völlig verdattert von Kanturiols Verhalten tat sie mechanisch das, was er sagte.

»Es ist nur eine Vorsichtsmaßnahme«, erläuterte er. »Ich bin davon überzeugt, dass die Brücken der heiligen Affen halten werden. Aber sollte einer von uns von dem Seil abrutschen, kann der andere den Sturz abfangen.«

»Du meinst wohl eher, dass es in diesem Fall sinnvoller ist, gemeinsam in die Tiefe zu stürzen.«

Es beruhigte Kanturiol, dass Odira allmählich wieder zu ihrer gewohnten Ironie zurückgefunden hatte.

Anfangs kamen sie nur langsam vorwärts, da sich auch Kanturiol erst an die luftige Höhe, das Schwanken und Nachgeben der Lianenbrücke bei jedem einzelnen Schritt gewöhnen musste. Im Grund bestanden die Brücken über die weitaus größten Strecken lediglich aus drei Seilsträngen, die in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen durch dünnere Lianen miteinander verbunden waren. Diese drei Stränge bildeten von vorne gesehen ein auf der Spitze stehendes Dreieck, wobei sie auf dem zum dicksten Teilstück der Brücke, einem aus mehreren Lianen geflochtenen Strang standen und die beiden darüber angeordneten in der Art eines Geländers benutzten. Sie taten gut daran, sie nicht mit einem starren Geländer zu verwechseln, sondern lediglich als eine Balancierhilfe zu benutzen.

Schon bevor sie den ersten der luftigen Wege betraten, hatten sie aus der Ferne einige Familienverbände der heiligen Affen beobachten können, wie sie über die Konstruktion turnten. Dagegen war ihr Vorankommen ähnlich dem einer giftigen Trägschnecke. Einem Tier, das sich seine gemächliche Geschwindigkeit leisten konnte, da allein der Gestank, den es absonderte, jeden möglichen Feind auf Abstand hielt. Bis auf einen. Das Körpergift dieser Schnecke eignete sich hervorragend zum Einreiben der Spitzen von Armbrustbolzen. Theoretisch, praktisch musste man es erst einmal gewinnen, ohne sich dabei selbst zu vergiften. Deshalb wurde dieses Können und das damit verbundene Geheimnis in den Familien der Schneckenfänger eifersüchtig gehütet. Das von ihnen verkaufte Pfeilgift war in Kriegszeiten wertvoller als Nimbalsteine, die nur an den beiden Enden der Welt vorkamen, dort unter Lebensgefahr geborgen werden konnten, da der Sog Rrres, des Alleserleuchters, dort jeden von den Füßen riss und ins Antlitz Gottes stürzen ließ. Diese Kette an Assoziationen raste Odira durch den Kopf, während sie über die Seilbrücke balancierte.

Die heiligen Affen tanzten regelrecht über ihre Brücken, huschten derart leichtfüßig und schnell über die Lianenstränge hinweg, dass es aussah, als würden sie fliegen, wobei ihre Umrisse zu undeutlichen Konturen verwischten.

Doch mit der Zeit gewann sogar Odira an Sicherheit und letztlich brachten sie die Entfernung zu den hoch aufragenden Türmen der Tempelanlage deutlich schneller hinter sich, als wenn sie sich am

Boden durch den Dschungel geschlagen hätten. Selbst wenn es dort nicht vor feindlichen Patrouillen gewimmelt hätte.

»Wir sollten den Brücken nicht bis unmittelbar zu den Türmen folgen …«, sagte sie und zog leicht an der Leine, die sie mit Kanturiol verband.

»Du hast recht«, erwiderte er, »die Priester könnten es als Frevel empfinden, wenn wir auf dem gleichen Weg in den Tempel kommen wie die heiligen Affen.« Er wies auf einen hohen Baum vor ihnen. »Wenn wir dort absteigen, sind wir so nahe wie möglich herangekommen …«

Odira nickte. Auf dem letzten Stück ihres Wegs auf den schwankenden Seilen war sie zunehmend schweigsamer geworden und auch Kanturiol hatte nichts gesagt. Jeder Schritt und jeder Griff hatte ihre ganze Konzentration erfordert. Sie erreichten den Urwaldriesen und kletterten an ihm hinab. Das niedergetrampelte Gestrüpp des Unterholzes zeigte, dass dieser Teil des Dschungels immer wieder von anderen Lebewesen passiert wurde.

»Ob Schaschellons Patrouillen schon bis hierhin vorgedrungen sind?«, flüsterte Odira.

Kanturiol zuckte mit den Schultern. »Kann sein, aber ich glaube eher, dass Gruppen der kazanischen Wachmannschaft hier regelmäßig vorbeikommen. Wir befinden uns ja längst auf neutralem Boden. Außerdem …« Er verstummte plötzlich.

Ein leises Geräusch ertönte. Es klang, als zische ihnen jemand zweimal kurz hintereinander etwas Unverständliches zu. Nahezu zeitgleich hörte er einen dumpfen Laut direkt neben seinem Ohr. Obwohl dieses Geräusch aus schon geringer Entfernung kaum noch zu hören gewesen wäre, zuckte Kanturiol zusammen. Das Geräusch war von einem kurzen heftigen Luftzug begleitet gewesen.

Auch ohne den Kopf zu wenden, wusste er, dass sich keine Handbreit von seinem Ohr entfernt ein Armbrustbolzen in das Holz des Baumes gebohrt hatte. Ein flüchtiger Blick zur Seite überzeugte ihn davon, dass auch neben Odira ein Bolzen tief in das Holz gedrungen war. Er hatte nicht gesehen, wie lang die Pfeile waren, aber von dem neben Odira ragten nur noch die Stabilisierungsfedern aus der Rinde.

»Waffen fallen lassen!«, klang es mit einer sehr melodischen Stimme zu ihnen herüber. »Und zwar sofort. Die nächsten Pfeile treffen euch direkt in die Stirn. Und das wäre zumindest bei dem hübschen Gesicht der jungen Dame sehr bedauerlich …«

Kanturiol spürte, wie sich schlagartig eine merkwürdige Empfindung in ihm breit machte. Weniger ausgelöst durch die unsichtbare Bedrohung, als vielmehr durch den Klang der Stimme. Noch genauer durch das, was sie zuletzt gesagt hatte.

Das hübsche Gesicht der jungen Dame …

Er hatte einfach kein Glück auf dieser selbst auferlegten Mission. Sie schien von Anbeginn an zum Scheitern verurteilt zu sein. Dennoch hatte er sie mit erstaunlicher Dickköpfigkeit immer weiter

vorangetrieben, hatte längst Odira als unfreiwillige Begleiterin nicht nur akzeptiert, sondern ihre Anwesenheit sogar zunehmend genossen. Selbst ihre Maulerei und ihre ironischen Spitzen hatte er während des letzten Wegstücks über die Lianenbrücken, das sie schweigend zurückgelegt hatten, vermisst.

Ein düsteres Gefühl bemächtigte sich seiner, als er der Aufforderung nachkam und aus den Augenwinkeln sah, dass auch Odira das Messer fallen ließ.

Sie waren nur zu zweit. Die auf sie gerichteten Armbrüste waren allerdings Bedrohung genug. Die grün schimmernden Uniformen wiesen sie als Kazan-Krieger aus. Derjenige, der Kanturiol im Visier hatte, war ein dicker, finsterer Kerl mit schwarz-rot geflecktem Fell, durch das sich die Andeutung hellgrauer Streifen zog. Der andere war lang und schmal, mit fast zur Gänze rötlichem, kurzhaarigem Pelz. Während dem Runden dicke Haarbüschel aus den Ohren wuchsen und das ganze Fell einen struppigen, vernachlässigten, langhaarigen Eindruck vermittelte, verwendete der Hagere offensichtlich viel Zeit und Arbeit auf die Fellpflege und trug es – wie es derzeit am kazanischen Hof Mode war – so stoppelig kurz geschoren, dass man schon meinte, die Haut hindurchschimmern zu sehen.

Beide hatten kecke Baretts zwischen die Ohren geklemmt, trugen aber weder Harnisch noch sonstige Rüstung. Sie schienen sich ziemlich sicher zu fühlen. Während der Dicke immerhin noch einen Krummdolch im Gürtel trug, ähnlich jenem, den Odira fallen gelassen hatte, baumelte an der Seite des Dünnen eine lange, kaum fingerdicke Scheide, in der statt einer Waffe nur eine Art Spielzeug stecken konnte.

Kanturiol begriff: Zumindest der Hagere schien von Adel zu sein, denn bei dem stockähnlichen Ding musste es sich tatsächlich um das neueste Spielzeug junger, adeliger Gecken – eine Art Zierdegen – handeln, mit dem man bestenfalls zustechen konnte, der aber ohne Zweifel schon bei einem etwas heftiger ausgeführten Schlag in tausend Teile zersplittern würde. Damit mochte man bei Menuett Eindruck schinden können, im Kampf oder gar während einer Schlacht war solch ein Stock der Ausdruck der Sinnlosigkeit.

Während ihn der Dicke mit angelegter Armbrust unter buschigen Brauen hinweg finster musterte, ließ der Dünne die Waffe sinken, würdigte Kanturiol keines Blicks und schritt rasch auf Odira zu.

»Ja, ich mag es kaum glauben!«, rief er mit seiner melodiösen Stimme. »Wer läuft uns denn hier, abseits der bequemen Pfade, auf einem Weg in die Arme, den sonst nur Räuber und Schurken nehmen? Das nenne ich eine gelungene Überraschung …«

»Prinz Lamfar …«, antwortete Odira mindestens ebenso verblüfft. »Was macht Ihr denn hier?«

»Lasst es gut sein, Herzog«, sagte der Angesprochene zu seinem rundlichen Begleiter, ohne den Blick von Odira abzuwenden. »Es ist zwar lange her, als mir das letzte Mal das Vergnügen gegönnt war, Euer liebreizendes Antlitz zu bewundern, aber glaubt mir, Ihr seid

seitdem noch viel schöner geworden. Herzog! Das ist die jüngste Tochter von Fürst Malachenko. Sie hört auf den betörenden Namen Odira … Ihr kennt den Herzog?«

Odira verneinte.

»Rigbalton von Rauni«, sagte der Prinz. »Der glorreiche Sieger der Fünf-Heere-Schlacht in der Schlucht von Sinndermell. So berühmt und gefragt er unter der Herrschaft meines Großonkels war, so wenig schätzt der jetzige Kazan seine Dienste …«

Was wohl hinreichend erklärt, warum man einen solchen Mann hier fernab der Hauptstadt in einer Region findet, von der die meisten am Hof noch nicht einmal sagen könnten, wo sie liegt …, lag Odira auf der Zunge. Doch sie hütete sich dergleichen auszusprechen. *Ich hätte ihn mir älter vorgestellt … und den Prinzen dagegen jünger … das Dschungelklima scheint ihm nicht zu bekommen …*

Der dicke Herzog ließ ebenfalls die Waffe sinken, entspannte den Bogen, ließ aber den Bolzen in der Abschussrinne liegen. Kanturiol sah, dass sich ein Bügel über den Pfeil schob und ihn so in seiner Position festhielt. Sobald der Sicherungsbügel weggeklappt wurde, spannte sich die Sehne und die Armbrust war schussbereit. Von solchen Waffen hatte der junge Jäger zwar schon gehört, aber hier sah er sie zum ersten Mal. Es handelte sich um wahrhaft fürstliche Waffen, die nicht nur über eine ausgeklügelt konstruierte Mechanik und Präzision verfügten, sondern auch reich verziert waren. Selbst das Holz, aus dem der Korpus bestand, war – wie er sah – ein besonders leichtes und gleichzeitig stabiles. Wahrscheinlich Weschbaumholz, ein kleiner, knorriger Baum, der nur auf den Gipfeln des Schnee-Massivs wuchs. Allein die Beschaffung dieses Materials musste ein Vermögen gekostet haben. Auch der Dünne, den Odira als Prinz Lamfar angesprochen hatte, besaß eine aus Weschbaumholz angefertigte Armbrust. Ausgehend von den Perlen und Edelsteinen, mit denen sie verziert war, musste es sich um eine noch wertvollere Waffe handeln als die des Herzogs.

Noch immer behandelte ihn der Prinz, als wäre er Luft.

»Sagt Odira, was hat Euch in diesen Winkel verschlagen? Habt Ihr Euch verlaufen? Gewiss seid Ihr von Euren übrigen Dienern getrennt worden …«

Kanturiol räusperte sich. »Erlaubt Herr! Aber Odira ist meine Gefangene und ich muss schleunigst mit dem Oberbefehlshaber der Tempelwachen sprechen …«

Es war, als verstummte nicht nur der Prinz, sondern auch das Schnattern, Tschilpen und Krächzen der Tiere ringsherum. Der Herzog hatte außer einer höfischen Bewegung, bei der er sein Barett vom Haupt wedelte und wieder zwischen den Ohren platzierte, und einer gebrummelten Grußformel noch nichts gesagt. Sechs Augenpaare durchbohrten Kanturiol mit ihren Blicken von allen Seiten.

Dann brach der Prinz auf einmal in schallendes Gelächter aus und auch der Herzog fiel mit einem polternden, grunzenden Lachen in das

Getöse ein. Nur Odira verzog keine Miene.

»Das ist ein guter Scherz, junger Mann! Ist er Komiker? Ihr lasst Euch von Eurem Narren begleiten, Odira. Eine vorzügliche Idee! Dann wird der längste Weg zu einem kurzweiligen Vergnügen! Ihr könntet es mit Euren launigen Einfällen am Hof des Kazan weit bringen. Viel weiter als hier in der Provinz …« Damit meinte der Prinz natürlich nicht Kanturiol, sondern immer noch Odira, die er unverwandt anstarrte und deren Ellbogen er jetzt vertraulich mit seiner Hand umschloss.

»Kommt, Fürstin. Ihr müsst uns begleiten. Hier draußen ist es viel zu gefährlich. Seit einiger Zeit machen Räuberbanden die Gegend unsicher. Wir haben schon eine Reihe Krieger aus unseren Reihen wegen dieses Gesindels verloren. Hinter den Schutzmauern des Tempels seid Ihr in Sicherheit …«

Das stimmt nicht!, schrie eine innere Stimme in Kanturiols Kopf. *Hinter den Mauern des Tempels ist niemand mehr sicher!*

Aber noch hatte er seine Verblüffung nicht überwunden. Sprachlos hob er seine Armbrust vom Boden auf und trottete dem Prinz und dem Herzog, die Odira in die Mitte genommen hatten, hinterher. Er wusste jetzt, welche dunkle Gefühlsmelange in seiner Brust tobte, wie ein Orkan auf den endlosen Wassern der Weltadern. Nein, es war nicht nur ein Gefühl der Verzweiflung, sondern vor allem eines der Eifersucht …



Sie hatte die Einladung am letzten Sonntag in dem Postkasten ihres Sommerhauses gefunden. Daran waren mehrere Dinge bemerkenswert.

Wann immer es ging, zog sich Valentina Duchamp in ihre abgelegene Hütte östlich von Marrakesch inmitten des Atlas-Gebirges zurück. Sie musste mindestens ein, besser zwei oder mehr Tage freihaben und natürlich auf der Erde sein, damit sich dieser Ausflug lohnte. Im Gegensatz zum weiter südlich gelegenen Jebel Toubkal, der sich auf über 4.100 Meter erhob und mit dem umliegenden Naturschutzgebiet ein Touristenmagnet war, herrschte rings um den Jebel Tignousti eine unberührte und unbewohnte Landschaft vor, die noch genauso stoisch und abweisend wirkte wie vor zweihundert, fünfhundert oder tausend Jahren.

Das Gebiet war nahezu menschenleer. Alle Fortschritte der Zivilisation hatten einen großen Bogen um die Region gemacht. Wasser schöpfte man wie eh und je aus einem Brunnen, Strom wurde von einigen Solarmodulen erzeugt, die Valentina eigenhändig auf dem windschiefen Dach des Häuschens angebracht hatte.

Hier in der Wildnis verwandelte sich die Galab-Agentin und derzeitige Sicherheitsbeauftragte von Gregor Rudenkos Wahlkampfteam, die der Welt sonst nur in den edelsten Designerkleidern gegenübertrat, zu einer einfachen, zupackenden, ungeschminkten Frau in Arbeitshosen und Holzfällerhemd. Niemand, der sie so sah – und das waren wenige genug – hätte in ihr die

mondäne Person wiedererkannt, die in den edelsten Casinos, teuersten Restaurants und exklusivsten Clubs der Solaren Welten verkehrte. Man sah ihrer weißen Haut und den knallrot gefärbten Haaren, die wegen der Sonne meist nur unter einem breitkrempigen Hut hervorquollen, zwar an, dass sie keine gebürtige Nordafrikanerin war, die einfache Kleidung, die am Abend höchstens einmal von einem regionaltypischen, weit geschnittenen, schlichten weißen Burnus abgelöst wurde, ließ sie jedoch mit der hier ansässigen Bevölkerung verschmelzen. Schon seit mehr als einem Jahrhundert hatten die vielfältigen Migrationsströme die Menschen nicht nur von der Erde fortbewegt, sondern auch auf der Erde selbst gründlich durcheinandergemischt.

Dennoch wirkte die unmittelbare Umgebung in dem Tal, in dem ihre Hütte stand, als wären alle Ereignisse der Menschheitsgeschichte spurlos an dieser Gegend vorbeigezogen und im Nichts verschwunden. Es verwundert deshalb nicht, dass es weder in diesem noch in den benachbarten Tälern so etwas wie eine automatisierte, robotisch gesteuerte Post gab, die sonst überall auf der Welt Standard war. Sofern Valentina überhaupt einmal an diesem Ort ein Paket bekam, so wurde es von einem Postboten hergebracht, dem man ansah, dass nicht nur er, sondern auch schon seine Vorfahren aus dem ehemaligen Königreich und der heutigen Provinz Marokko stammten. Er hatte die Pakete zuvor per Hand sortiert und in die Fächer eines mit einem altmodischen Wasserstoffmotor betriebenen Allradfahrzeugs verstaut, bevor er sich auf den Weg in die entlegenen Höfe, Güter und Hütten machte. Hinzu kam, dass er sich ganz bestimmt nicht an einem Samstag auf den Weg machen würde. Hier hatten die Dinge allesamt noch etwas mehr Zeit.

Post an sich – und damit war keine Nachricht egal ob mündlich oder schriftlich auf dem Multi-Kom gemeint, sondern in ihrer ursprünglichen, materiellen Bedeutung – war in dieser Abgeschiedenheit schon eine Aufsehen erregende Besonderheit. Es gab allerdings noch einen weiteren merkwürdigen Aspekt.

Niemand verschickte mehr Briefe, die auf Papier geschrieben worden waren. Schon seit mindestens hundertfünfzig Jahren nicht mehr. Erst recht nicht in einer schönen, kalligrafisch anmutenden Handschrift auf handgeschöpftem Bütten und mit einem harten roten Zeug verschlossen, in das ein Wappen eingedrückt worden war. Als Valentina den Brief öffnete, zerbrach dieser kunstvolle Verschluss. Mehr aus der Routine eines während langer Jahre anerzogenen Misstrauens heraus, denn auf Grund echter Besorgnis warf sie ein kleines Stück dieses abgebröckelten Materials in den handlichen Pocket-Spektral-Analysator, der ihr nach wenigen Millisekunden auf dem Display mit grüner Schrift verriet, dass es sich um einen Stoff namens Siegellack handelte. Die grüne Farbe auf dem Display signalisierte, dass es sich dabei um eine unbedenkliche Substanz handelte. Die Zusatzinformation, die sie noch abrief, erklärte, dass

Siegellack zum Gebrauch über einer Kerze (einer Kerze!) erhitzt werden müsse, um dann in heißer, flüssiger Form auf das zu schließende Schriftstück aufgeträufelt zu werden.

Ob ein Öllämpchen auch funktioniert?, überlegte Valentina.

Das nun zerstörte Wappen wiederholte sich auf dem Büttenpapier und wurde hier durch einen darunter gedruckten Namen ergänzt: Sarah Windsor.

Wir haben uns doch erst vor einer knappen Woche getroffen, was will sie so rasch wieder von mir?, fragte sich Valentina.

Sie sah auf den ersten Blick, dass es sich nicht um Sarah Windsors persönliche Handschrift handelte. Die mächtige Frau hatte das Schreiben zwar selbst unterschrieben, aber Unterschrift und Brieftext wichen im Schreibstil deutlich voneinander ab.

Sie hat also nicht nur einen Schreiber beauftragt, wie weiland ein Kaiser des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation, sondern beschäftigt auch ihre eigenen Boten, die ihre Post zu den Empfängern bringen … Valentina staunte nicht schlecht. *Er muss sehr früh am Morgen gekommen sein und war rücksichtsvoll genug, mich nicht zu wecken …* Vor allem verblüffte Valentina jedoch, dass es sich bei dem Brief um eine simple Einladung handelte. Zu einem zwanglosen, informellen Gespräch unter Freunden. Eine Einladung, das machte das Briefpapier und die Form der Zustellung deutlich, die man nicht ablehnen konnte.

»Erster Vertragsbruch«, knurrte Valentina.

Sie hatte sich von Rudenko ausbedungen in der Vorbereitungsphase des Wahlkampfes, also in jener Zeit, in der noch keine Veranstaltungen stattfanden, regelmäßig ein paar Tage freinehmen zu dürfen, um gut ausgeruht die heiße Phase des Wahlkampfes durchstehen zu können. Als eine der treibenden politischen Kräfte hinter Rudenkos Kandidatur stand Pro Humanity und ihre Vorsitzende Sarah Windsor. Die Einladung war also alles andere als privat und diente mit Sicherheit nicht dem Dreiklang aus Zerstreuung, Entspannung und Vergnügen.

Sie sah auf die Uhr.

Aus dem verlängerten Wochenende in ihrer schlichten Residenz in der Abgeschiedenheit des Haut Atlas, die über zwei Zimmerchen plus Bad verfügte, würde sie in eine mindestens fünfzig Zimmer umfassende Residenz auf der anderen Seite des Erdballs umziehen müssen. Sarah Windsor erwartete sie um Punkt fünf zum Tee.

Valentinas Stratogleiter parkte in einem Hangar in der Nähe Marrakeschs. Für die knapp hundert Kilometer bis zu ihrem Feriendomizil benutzte sie einen offenen Antigrav-Rider, der bis maximal fünfzehn Meter vom Boden abheben konnte und die zulässige Höchstgeschwindigkeit von 250 km/h für solche Fahrzeuge auch erreichte. Wie alle Antigrav-Rider, auf denen man rittlings saß wie auf einem Pferd oder einem antiken Motorrad, wurde auch Valentinas Rider immer langsamer je weiter sie sich vom Boden entfernte. Und je tiefer sie dahinglitt, desto mehr Hindernisse standen im Weg und bremsten das Tempo. Mit viel Gegenverkehr war in dieser Region zum

Glück nicht zu rechnen, aber wie sie es auch anstellte, sie würde mindestens eine Stunde benötigen, um zu ihrem Stratogleiter zu kommen. Umziehen und schminken konnte sie sich notfalls während des Fluges über den Atlantik.

Es war knapp, aber zu schaffen.

*

Als Valentinas Gleiter aus der Stratosphäre auf die wie eine Perlenkette im Golf von Mexiko aufgereihten Art-Keys hinabkippte, war aus der burschikosen Frau, die sich auch problemlos unter Beduinen und Berber mischen konnte, wieder die elegante Madame Duchamp geworden, deren glamouröse Ausstrahlung jeden Mann und jede Frau über ihr wahres Wesen hinwegtäuschte.

Die Art-Keys waren in der Endphase der irdischen Nationalstaaten entstanden, als schwere Unruhen die gesamten Vereinigten Staaten erschütterten. Sie waren als Reaktion auf das Bedürfnis der Superreichen und Mächtigen nach nahe gelegenen und dennoch leicht abzuschottenden Refugien gebaut worden. Die künstliche Inselkette erstreckte sich in einem sanft geschwungenen, halbkreisförmigen Bogen südwestlich von Key-West und ragte weit in den Golf von Mexiko.

Später entstanden weitere Art-Keys, die dann geografisch nichts mehr mit dem südlichsten Teil Floridas zu tun hatten, zwischen den Bahamas, den westindischen Inseln und den Antillen. Meist handelte es sich dabei um schwimmende Inseln. Nur selten war das Meer flach genug, um so weit aufgeschüttet zu werden, dass eine echte Insel entstand.

Die Ausdehnung und die ausgeklügelte Form der flexiblen Verankerung am Meeresgrund verlieh den schwimmenden Inseln eine gute Stabilität, die sie vor den meisten Tropenstürmen schützte. Trotzdem hatte noch niemand die große Art-Key-Katastrophe von 2103 vergessen, als der Hurrican Wilbur ein halbes Dutzend dieser Inseln nicht nur zerstörte, sondern wie fliegende Riesentorpedos vor sich über das Meer trieb bis sie bei Sarasola gegen die Küste getrieben wurden und dort nicht nur die Hafenanlage, sondern auch zwei Drittel des Ortes dem Boden gleichmachten. Die Trümmer der Unglücksinseln verteilten sich über die ganze Küste, weit über St. Petersburg (Florida) hinaus und noch Jahre später fischte man in der Nähe von New Orleans Überreste der zerstörten Art-Keys aus dem Wasser.

Als Valentina zur Landung ansetzte und vom automatischen Leitsystem Windsor-Islands in einen zum Wasser offenen Hangar gelotst wurde, war der Himmel jedoch strahlend blau, das Wasser spiegelglatt und keinerlei verdächtige Wolkenballung auf dem Wetter-Scan erkennbar. Es versprach, ein schöner Nachmittag zu werden.

Vielleicht sollte ich die Gelegenheit nutzen … nein … vielleicht ergibt sich die Gelegenheit, ein paar Runden zu schwimmen, dachte Valentina, als sie

aus dem Gleiter stieg.

Sarah Windsor empfing sie persönlich und scheuchte die Bediensteten, die sich schon um Valentina kümmern wollten, mit einer Handbewegung fort, als vertreibe sie lästige Insekten.

»Ich bin Ihnen dankbar, dass Sie meiner Einladung gefolgt sind, meine Liebe. Ich erwarte nur noch drei weitere Gäste. Sie bleiben selbstredend über Nacht …«, sagte Sarah Windsor. Sie schnitt Valentinas Protest mit einem »Sch … sch …« ab. »Wir haben so viel zu besprechen, da kann es spät werden.«

»Was?«, fragte Valentina unverblümt.

»Sie werden heute Abend eine bestimmte Person kennenlernen, die mit einem Schlag beide Gegenkandidaten von Admiral Rudenko ausschalten kann. Ein genialer Schachzug, auf den ich richtig stolz bin …«, antwortete Sarah Windsor und hakte sich leutselig bei Valentina ein.



Arm in Arm gingen sie vor ihm her und Kanturiol konnte seinen Blick nicht von Odira losreißen, die von Prinz Lamfar völlig in Beschlag genommen worden war. Herzog Rigbalton von Rauni versuchte währenddessen, ein Gespräch mit Kanturiol in Gang zu bringen. Sie befanden sich innerhalb der Festungsmauern, die in einem weiten Rund rings um die Tempelanlage und die dazugehörenden Gebäude errichtet worden war. Aber Kanturiol antwortete nur einsilbig und unkonzentriert auf die Fragen des Herzogs.

Der Tempel selbst, das Bauwerk Rrres, des Alleserleuchters, befand sich direkt auf der Spitze eines Hügels mit steil abfallenden Hängen, zu dessen Füßen die Wellen eines Arms der Weltenadern schlugen. Das zu dem Tempelareal gehörende Gelände war einige Quadratkilometer groß. Man hatte das Land in jahrzehntelanger Arbeit dem Dschungel abgetrotzt. Da der eigentliche Tempel von seiner Rückseite her durch die Klippen zum Fluss einen natürlichen Schutz besaß und die Aufgabe der Priester unter anderem darin bestand, den heiligen Affen zu huldigen, die es nur in der unmittelbaren Umgebung des Heiligtums gab, reichten in zwei schmalen Streifen die riesigen Bäume bis an die Türme des Tempels heran. Zwei sorgfältig gepflegte Waldstreifen wuchsen deshalb auch innerhalb der Mauern. Die Urwaldriesen waren natürlich wesentlich höher als die Befestigungsmauern. Sie bildeten weit oben, unerreichbar weit von der Mauer entfernt, eine schattige Laubbrücke zum eigentlichen Dschungel rings herum. Außerhalb und innerhalb der Befestigungsmauern gab es Wassergräben, die vom Fluss gespeist wurden und gleichzeitig die Versorgung mit Trink- und Brauchwasser sicherstellten. Das Laubdach überschattete sowohl die Mauer als auch den äußeren und den inneren Graben.

Kanturiol störte nicht nur das vertrauliche Geturtel zwischen dem Prinz und Odira, die er nach wie vor als seine Gefangene betrachtete –

nein, das war kein Scherz gewesen! Auch dieser direkte Übergang zwischen Dschungel und Tempel lenkte ihn von dem Gespräch ab, das der dicke Herzog anzuknüpfen versuchte.

Der fahnenflüchtige Jäger hatte sofort erkannt, dass dies die Schwachstelle der gesamten Anlage war. Dagegen war es direkt beruhigend, dass sich die wuchtigen Befestigungsmauern des Heiligtums in einem guten Zustand befanden. Sie ließen sich tatsächlich mit einer verhältnismäßig kleinen Besatzung im Angriffs- und Belagerungsfall verteidigen. Der Angreifer müsste gewaltige Katapulte und Sturmtürme heranschaffen, um mit diesen Mauern fertig zu werden. Solche Geräte konnten auf den Dschungelpfaden nur schwer vorwärtskommen. Und der Fluss war über lange Strecken stromauf- wie stromabwärts wegen tückischer Stromschnellen, Strudel und Untiefen kaum beschiffbar. Jede größere Kampfmaschine musste erst mühselig vor Ort zusammengebaut werden. In dieser Zeit konnten Dutzende von Sturmgleitervögeln mit der Nachricht vom Angriff in die Hauptstadt fliegen. Und Entsatz war unterwegs.

Im Groben waren diese Umstände Kanturiol auch schon früher bekannt gewesen, sodass er sich die ganze Zeit gefragt hatte, mit welcher Taktik sich General Wrogin und Fürst Malachenko Chancen ausrechneten, die Festung tatsächlich zu nehmen. Diese Frage bezog sich natürlich auch auf die Truppen von Fürst Schaschellon. Es war ihm unvorstellbar, wie es die beiden Streithähne anstellen wollten, den Tempel ihrem Territorium einzuverleiben. Sie forderten damit zwangsläufig den schwachen Kazan heraus. Der würde reagieren müssen. Er konnte es sich nach Kanturiols Ansicht gar nicht leisten, eine derartige Demütigung auf sich sitzen zu lassen.

Andererseits gab es die simplen Fakten. Beide Seiten hatten zusätzliche Truppen ausgehoben und standen kurz davor loszuschlagen.

Würde ihn jemand fragen, wie das Heiligtum einzunehmen sei – er wusste, niemand würde je auf die Idee kommen, ihm eine derartige Frage zu stellen –, dann hätte er eine ebenso einfache wie wirkungsvolle Methode vorgeschlagen. Schließlich drangen die heiligen Affen jederzeit ungehindert in die Tempelanlage ein. Doch er bezweifelte, dass es in den Generalstäben der beiden Fürsten Überlegungen dieser Art gab. Sicher konnte er sich dessen allerdings nicht sein.

»Man sollte immer mit dem Schlimmsten rechnen«, murmelte er. Als er den verdutzten Blick des Herzogs sah, ging ihm auf, dass er ohne es zu wollen eine unpassende Antwort auf eine unverstandene Frage gegeben hatte.

Ein sardonisches Lächeln zog schließlich das Gesicht des struppigen Kriegshelden so weit in die Breite, dass es an ein liegendes Oval erinnerte. »Er gefällt mir. Er hört nicht zu und ist doch von erfrischender Ehrlichkeit.«

»Verzeiht, Herzog«, erwiderte Kanturiol. »Ich habe in der Tat nicht

verstanden, was Ihr gesagt habt …«

Die massige, große Gestalt beugte sich, während ihre Blicke hin und her flitzten, um sich zu vergewissern, dass niemand in unmittelbarer Nähe war, zu dem Jäger herab. »Ich fragte ihn, ob er glaube, dass sich der jetzige Kazan einer guten Gesundheit und eines langen Lebens erfreuen würde.«

Kanturiol schluckte. Seine Antwort war nichts anderes als Majestätsbeleidigung gewesen. Ein Vergehen, dass entweder mit lebenslanger Kerkerhaft geahndet wurde oder mit dem Strang. Und er war sich unsicher, welche Strafe der anderen vorzuziehen sei.

»Es hat niemand gehört«, sagte der Herzog und schlug ihm kräftig auf den Rücken. »Außer mir natürlich.« Ein trockenes Lachen ließ seinen dicken Bauch auf und ab hüpfen. »Erzähl er mir jetzt, warum die Tochter des Fürsten seine Gefangene war …«

Der Jäger bückte den Herzog verdattert an.

»Schau er nicht so krumm! Glaubt er, ich sei so dumm wie manche Brut aus den vertrockneten Eiern des kazanischen Hofes?« Es war klar, wen Rigbalton damit meinte. Kanturiol blickte sich um. Der Prinz und Odira waren verschwunden. Sie standen allein auf dem breiten Lauf gang der Befestigungsmauer. Durch die Zinnen sah er das Grün des nahen Dschungels schimmern. Auf der anderen Seite öffnete sich der Blick auf die Dächer der miteinander verschachtelten Wohnbauten, Ställe und Vorratskammern, die im Lauf der Jahre um den Tempel entstanden waren.

»Er darf das, was ich sage, durchaus wörtlich nehmen«, fuhr der Herzog fort. »Insbesondere, wenn ich davon sprach, dass Odira seine Gefangene *war* …«

»Wie … wie meint Ihr das?«, stammelte Kanturiol.

»Jetzt ist sie doch längst die Gefangene Lamfars!« Der Herzog lachte erneut. »Genug der Scherze. Heraus damit, was er auf dem Herzen hat!«

Während der Jäger berichtete, begann sich Rigbaltons Gesicht zunehmend zu verfinstern.

*

So war es nicht geplant gewesen. Ursprünglich sollte das Shuttle nur einen ersten Erkundungsflug über die bearbeitete Pollandschaft unternehmen. Noch nicht einmal eine Landung war vorgesehen. Nicht zuletzt weil das Shuttle mit dem Piloten Jorge Lugones, Stephen van Deyk und Bruder William an Bord für ausführlichere Untersuchungen hoffnungslos unterbesetzt war. Es ging darum, sich mit eigenen Augen einen ersten Überblick zu verschaffen. Nebenbei sollte der von Simon E. Jefferson verfeinerte Energie-Emmisions-Orter ausprobiert werden, mit dem sie hofften, leichter, besser und vor allem schneller die Spur von Morax-Kampfjets oder Shuttles aufnehmen zu können.

Die Erprobung dieses Geräts sollte bewusst ein Laie – in diesem Fall Bruder William – übernehmen. Es galt die Bedienungssicherheit zu testen, damit im Notfall jeder damit klarkam.

Von der Brücke der STERNENFAUST II sah der Erkundungsflug des Shuttles aus, als habe jemand in einer mit Wasser gefüllten Badewanne den Stöpsel vom Abfluss gezogen. Zuerst sah die Kreisbewegung des Shuttles noch völlig normal aus. Als sie aber immer enger, spiralförmiger und vor allem schneller wurde, stellte die entsetzte Susan Jamil fest, dass die Funkverbindung zum Shuttle unterbrochen war. Dann begann das Shuttle, heftig rotierend geradewegs auf die Polachse des Planeten zuzustürzen. Alle hielten vor Schreck den Atem an, weil jeder damit rechnete, im nächsten Augenblick den Feuerblitz eines tödlichen Aufpralls auf dem Monitor zu sehen.

Auch im Shuttle versuchten Lugones und van Deyk verzweifelt eine Funkverbindung zur STERNENFAUST wiederherzustellen, als ihnen bewusst wurde, dass sie die Kontrolle über das Shuttle verloren hatten. Sie rasten jetzt senkrecht auf die Felsbuchstaben der Toten Götter zu.

Mit einer Geschwindigkeit von über fünfhundert Metern pro Sekunde würde es schnell gehen. Der Aufprall würde sie und das Shuttle zu heißem Staub zerfetzen. Und ihnen blieben nur noch zwei Sekunden. Zu wenig, um das Geschoss noch abzulenken, in das sie sich verwandelt hatten.

Anderthalb Sekunden.

Lugones starrte mit weit aufgerissenen, hervorquellenden Augen auf die auf sie zurasende künstlich geformte Felslandschaft.

Eine Sekunde.

Van Deyk begriff, dass das verzerrte Gemurmel, das er von Bruder William vernahm, ein Gebet war.

Eine halbe Sekunde.

»Dort! Eine Öffnung!«, schrie Lugones.

Viel zu schmal, viel zu klein für unser Shuttle, schoss es van Deyk durch den Kopf. Er blieb still. Es wäre ohnehin keine Zeit mehr gewesen, etwas zu sagen.

Eine viertel Sekunde.

Aufprall.

*

»Sehr schön, alles vorbereitet«, sagte Sarah Windsor mit gedämpfter Stimme. Tatsächlich erinnerte der Raum, in dem sie sich befanden, an eine Kathedrale. Wie eine steile Pyramide erhob sich der dreiseitige, spitz zulaufende Kegel aus farbigem, unzerbrechlichem Glas als höchste Erhebung der künstlichen Privatinsel in den wolkenlosen Himmel. Die Glutonwände verlängerten die Pyramidenwände innerhalb des Gebäudekomplexes bis zum Boden.

An der Wand standen ein üppiges, kaltes Büffet sowie zahllose

Getränke, Gläser und Geschirr, als ginge es darum, eine Hundertschaft an Partygästen zu verköstigen. So viel hätten auch ohne Probleme in diesen hohen Raum hineingepasst. Aber Sarah hatte Valentina bereits verraten, dass sie nur noch drei weitere Personen erwartete.

»Die beiden Herrschaften und die junge … äh … Dame«, sagte ein mindestens achtzigjähriger Butler, der trotz des strahlenden Sonnenscheins und der brütenden Hitze, die draußen herrschte, einen dicken schwarzen Smoking, ein gestärktes weißes Hemd, Fliege und Kummerbund trug.

»Danke, William! Führen Sie sie herein. Danach dürfen Sie gehen. Wir benötigen Sie heute nicht mehr …«

»Sehr wohl, Madame …«

Valentina vermutete, dass dem Butler die Verbeugung nicht mehr so leicht fiel wie noch vor zehn Jahren. Aber er ließ sich nichts anmerken.

Zwei Herren betraten mit distinguiertem Blick den kathedralenartigen Raum. Ihnen folgte eine junge Frau, deren Alter Valentina Rätsel aufgab.

Eigentlich ist sie noch ein Mädchen, überlegte sie. *Sechzehn? Wenn's hoch kommt …*

Irgendwoher kam ihr das Gesicht der jungen Frau bekannt vor, aber ihr fiel partout nicht ein, woher. Die beiden Männer trugen leichte maßgeschneiderte Businessanzüge. Der eine war vielleicht Mitte zwanzig, der andere konnte Mitte fünfzig vielleicht auch Anfang sechzig sein. Trotz seines jugendlichen Alters neigte der jüngere der beiden bereits zu einer gewissen Schwammigkeit, die verriet, dass er schon bald auseinandergehen würde wie ein Hefeteig.

Außer er tut etwas, um in Form zu bleiben, dachte Valentina. Der Ältere machte dagegen den durchtrainierten Eindruck eines ehemaligen Leistungssportlers, der nach Beendigung seiner Karriere das tägliche Training nicht aufgeben mochte. Er war starkknochig und sehnig, das genaue Gegenteil des Jüngeren. Umso überraschter war Valentina, als Sarah Windsor ihr die beiden als Vater und Sohn vorstellte.

»Mr. Sebastian Iandroff, Ehrensenator auf Lebenszeit«, sagte Sarah Windsor. »Und sein Sohn Philomon …«

»Gundi, die Freundin meines Sohnes, hat sich bereit erklärt, bei unserem kleinen Spiel mitzumachen …«, sagte der Iandroff, der Ältere.

Valentina fiel ein, mit wem sie es zu tun hatte. Sebastian Iandroff gehörte in die Riege derjenigen, die sich ein ganzes Dutzend künstlicher oder natürlicher Inseln leisten könnten. Und zwar noch luxuriösere als das Anwesen, auf dem sie sich befanden. Er war als extrem öffentlichkeitsscheu bekannt, weshalb der Titel des Ehrensenators für ihn tatsächlich nur eine Auszeichnung aber kein Amt darstellte. Niemand hatte ihn jemals an einer Sitzung des Hohen Rates teilnehmen sehen, obwohl er theoretisch dazu berechtigt war. Keiner wusste, wie vermögend er in Wirklichkeit war. Die Schätzungen, die gelegentlich in Bezug auf seinen Reichtum durch die Wirtschaftspresse geisterten, betonten immer, dass das, was man von

seinem Besitz wisse, nur die Spitze des Eisbergs sei. Und wie bei einem Eisberg, so wurde vermutet, befände sich der weitaus größere Teil im Verborgenen.

Es existierten nur wenige und bereits sehr alte Bilder von ihm oder seiner Familie.

Der Sohn, der einmal zumindest einen Teil des väterlichen Vermögens erben wird, scheint eine Leidenschaft für ausgesprochen junge Mädchen zu haben. Der ebenso unschöne, wie unangenehme Gedanke, der sich in Valentinas Kopf festgesetzt hatte, seit Iandroff, der Vater, Gundi als Freundin seines Sohnes vorgestellt hatte, biss sich in ihr fest. Während sie zwar wusste, wer Sebastian und Philomon Iandroff waren, aber bisher keine Gesichter mit den Namen verbinden konnte, ging es ihr bei dem Mädchen umgekehrt. Irgendwoher kannte Valentina sie, wusste aber nicht woher.

Sarah Windsor schien es nicht eilig zu haben. Sie ermunterte ihre Gäste, sich am Büffet zu bedienen, ein Vorschlag, der Valentina entgegenkam, da sie den ganzen Tag über nur wenig gegessen hatte. Mitten im Raum schwebten von Antigrav-Feldern gehalten dünne Sitz- und Liegefolien des Designers Mintao Ku, in die sie sich nach der im Stehen zugenommenen Mahlzeit mit ihren Getränken setzten. Die Folien passten sich automatisch der Körperform, dem Gewicht und der gewünschten Sitzposition an. Die Gläser konnten auf ebenfalls in der Luft schwebenden, aber starren Tabletts mit korrespondierender Farb- und Formgebung abgestellt werden.

Vor ihnen erschien eine etwa zwanzig Zentimeter dicke, sieben Meter breite und drei Meter hohe Nebelwand, die ein feindüsiger Zerstäuber aus dem Boden blies. Nebel war eigentlich nicht das richtige Wort, denn das Wasser-Kondensat war fast durchsichtig, hätte sich nicht ein Regenbogen darin gebildet, der durch das Licht entstand, das durch die farbigen Pyramidenfenster über ihnen fiel. Mit einer Fernbedienung dunkelte Sarah Windsor die Fenster um eine Nuance ab. Zu Valentinas Bedauern verschwand der Regenbogen.

Stattdessen erschienen in der Nebelwand die Projektionen von drei sich an den Rändern überlagernden Filmen. Einer zeigte Admiral Rudenko mal in Nahaufnahme, dann in älteren Archivaufzeichnungen, als er noch ein junger Captain gewesen war. Schnell übersprang die stumme Zusammenstellung die Zeitläufe, wechselte von Innenräumen zu Außenaufnahmen auf den verschiedensten Planeten.

Daneben war eine ähnliche Zusammenstellung von Julio Ling zu sehen, während ganz außen Filmschnipsel von Salome Bedding, der dritten Kandidatin beim Rennen um das Amt des Ratsvorsitzenden, projiziert wurden.

»Wir wissen«, sagte Sarah Windsor, »dass Salome Bedding im Grunde keine Chancen hat. Sie hat keine starke Hausmacht und nicht zuletzt zu wenig Geld für ihre Kampagne. In den Umfragen liegt sie ganz hinten …«

»Der Admiral steht aber nicht viel besser da als sie«, wagte Valentina

einzuwerfen.

»Korrekt, Kindchen«, erwiderte Sarah und warf ihr ein honigsüßes Lächeln zu, von dem sich Valentina nicht sicher war, ob es eine freundliche Ermunterung darstellte oder »Noch ein ungefragtes Wort aus deinem Mund und ich zerkratze dein hübsches Gesicht« bedeuten sollte. »Aber das wird sich ändern. Der Wahlkampf hat schließlich noch nicht einmal offiziell angefangen«, fuhr Sarah fort. »Trotzdem dürfen wir weder sie noch Ling unterschätzen. Im schlimmsten Fall raubt sie Rudenko entscheidende Stimmen und der alte Ratsvorsitzende wird auch der neue sein …«

»Ich denke, das will niemand von uns«, sagte Philomon, der zum ersten Mal an diesem frühen Abend den Mund nicht nur zum Essen oder Trinken öffnete.

»Salome Bedding ist alleinstehend, Mutter von zwei erwachsenen Kindern. Ihr Sohn – hier sehen Sie ihn – studiert theoretische Physik an der Tesla-University in Ontario. Trotz des frühen Todes ihres Mannes ist es Salome gelungen, den Bedding-Konzern, den er ihr hinterlassen hat, nicht nur in kürzester Zeit in den Griff zu bekommen, sondern zu dem Unternehmen zu machen, das es heute ist.«

»Trotzdem hat sie für ihren Wahlkampf zu wenig Geld«, erklärte der alte Iandroff. »Mehr als neunundneunzig Komma neun Prozent ihres Besitzes ist Anlagevermögen, bestehend aus den Immobilien ihrer Unternehmen, den Maschinen, den Fahrzeugen usw.«

»Sie könnte diesen Besitz zwar beleihen«, fuhr Sarah Windsor fort, »aber das würde gleichzeitig bedeuten, dass die Aktien fallen würden und vor allem ihre Eins A Klassifikation von Galax-Standard & Poor abgewertet würde …«

»Mit möglicherweise unberechenbaren Folgen«, warf Sebastian Iandroff ein.

»Sie wagt es deshalb nicht, sich auf diesem Weg Kapital zu besorgen und sie wird es nicht wagen. Denn …« Sarah Windsor machte eine bedeutsame Pause. »Denn es gibt in ihrer Zukunftsplanung einen Faktor der Ungewissheit. Einen dunklen Punkt der Unwägbarkeit sozusagen. Und das ist ihre Tochter – hier ist sie zu sehen …« Sie zoomte das Bild heran. »Das Mädchen ist – verzeihen Sie meine Ausdrucksweise, Gundi – eine billige Schlampe. Nicht mehr und nicht weniger. Sie hat keine Schule zu Ende gebracht. Sie wird nie – wie ihr älterer Bruder – ein College von innen sehen. Sie treibt sich nur auf Partys herum, man munkelt von Betrugsaffären, sexuellen Perversionen und Drogenmissbrauch … Mit anderen Worten: Sie ist ein gottverdammtes Luder.«

Valentina stand der Mund offen. Das Glas, das sie gerade zum Trinken hochgenommen hatte, blieb auf halber Strecke stehen. Fast hätte sie es fallen gelassen. Dann setzte sie es geistesabwesend wieder zurück aufs Tablett und starrte abwechselnd auf das mehr als lebensgroß projizierte Standbild des Mädchens und Gundi. Doch die lächelte nur mit einem Ausdruck irgendwo zwischen Verruchtheit und

Unschuld.

Die Beleidigungen von Sarah Windsor schienen von ihr abzuprallen wie Regentropfen an einer Scheibe und flossen an ihr herunter, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Keiner der Vorwürfe – weder der, eine Betrügerin zu sein, noch der, sich Perversionen oder Drogen hinzugeben – schien sie zu erschüttern. Sie wirkte, als sei das alles in höchstem Maße selbstverständlich für sie.

Jetzt wusste Valentina natürlich, woher sie Gundis Gesicht kannte. Schon seit Jahren war sie aus den Klatschmagazinen der intergalaktischen Netze nicht mehr wegzudenken.

»Schon allein wegen dieser unmöglichen Tochter ist Salome Beddings Kandidatur aussichtslos«, beendete Sarah Windsor ihre Ausführungen. »Und dabei könnten wir es belassen und uns auf die beiden wirklich wichtigen Anwärter konzentrieren. Julio Ling und Gregor Rudenko …« Sie nahm einen Schluck aus ihrem Cocktailglas und hielt es hoch, um allen zuzuprosten.

Endlich trank auch Valentina, aber der samtig weiche Rotwein schien ihre Kehle kaum zu befeuchten. Sie fühlte sich innerlich wie ausgedörrt, konnte aber nicht sagen, weshalb.

»Wenn … ja wenn uns nicht zufällig Gundi über den Weg gelaufen wäre«, griff Sarah schließlich ihren letzten Satz wieder auf.

»Gundi hat mir kürzlich erzählt«, sagte jetzt Philomon Iandroff mit leiser Stimme, »dass Julio Ling mehr als nur einen lüsternen Blick auf sie geworfen hat. Sie sind sich zufällig auf einer Wohltätigkeitsgala begegnet. Und zwar in einem VIP-Raum, in den sich Gundi für eine Weile zurückgezogen hatte, weil sie müde war. Der große und mächtige Julio Ling folgte ihr und versuchte, sich an sie ranzumachen, als er sah, dass niemand sonst in dem Raum war …«

»Moment, Moment«, unterbrach Valentina den jungen Iandroff. »Gundi?« Allmählich dämmerte ihr es. »Heißt Salome Beddings missratene Tochter wirklich Gundi?« Sie konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern.

»Natürlich nicht«, sagte Sarah Windsor schnell. »Gundi ist nicht Salome Beddings Tochter. Aber genau diese Tatsache ist die Grundlage unseres Plans …«

*

Lange hatte Kanturiol nicht einschlafen können. Irgendwann musste er aber doch eingenickt sein, denn in seinem Traum verwandelten sich die Sorgen, die ihn im Wachzustand so beunruhigt hatten, in ihr Gegenteil. Er lief Arm in Arm mit Odira über eine Wiese, während sie lachte und ihm immer wieder erklärte, dass der geplante Angriff ihres Vaters auf das Heiligtum längst abgeblasen worden sei.

»General Wrogin und der Fürst«, sie sprach oft in dieser Weise von ihrem Vater, »haben ein derartiges Unternehmen nie ernsthaft

erwogen. Tatsächlich verhält es sich genau umgekehrt! Sie haben nur überlegt, was sie tun müssten, würde Fürst Schaschellon eine Annektion des Tempels planen. Du weißt doch, im Grunde ist der Kazan ein machtloser Narr.« Als sie ihm diese beruhigenden Worte zurief, lachte sie fröhlich und stieß ihm immer wieder neckend und scherzend mit den Fingern zwischen die Rippen.

»Im Grunde ist der Kazan nur an den heiligen Affen interessiert«, behauptete sie. »Und der dumme Mann begreift einfach nicht, dass – wie viele man ihm auch immer wieder schickt – sie doch nach kürzester Zeit im Zwinger seines Palastes verenden. Sie können nur hier leben!« Damit formulierte sie selbst innerhalb der Phantasmagorie seiner Träume eine schlichte Wahrheit, die auch in der Realität eine Wahrheit blieb. Dennoch, davon war er auch im Traum überzeugt, stand es keinem der benachbarten Fürsten zu, sich das abgelegene Heiligtum einfach einzuverleiben.

Sie rannten weiter über die Wiese. Sie kitzelte ihn und auch er brach in fröhliches Gelächter aus. Doch dann wurden ihre Stöße immer heftiger und er versuchte, sich zu wehren. Schließlich rumpelte er schlaftrunken hoch und spürte, dass ihn ein Soldat der Tempelgarde wachrüttelte.

»Schnell, Herr«, flüsterte der Wächter. »Ihr müsst Euch beeilen. Ihro Gnaden der Herzog wünscht Euch zu sehen. Jetzt sofort …«

Kanturiol schüttelte den Kopf und begriff nicht recht, was die Wache zu ihm sagte. Vor allem irritierte ihn die vornehme Anrede als Herr, die er nicht gewohnt war. Aber dann begann er zu verstehen, dass er in den Augen der Wache einen deutlich höheren Rang einnahm. Er sprang auf und lief zu den Gemächern des Herzogs. Einer der Posten vor den Räumen öffnete ihm mit elegantem Schwung und einer Verbeugung die Tür und ließ ihn eintreten, ohne dass Kanturiol im Lauf innehalten musste.

»Da ist er – endlich!«, knurrte der Herzog und packte ihn am Arm.

Im Laufschritt verließen sie wieder das Zimmer, rannten den Gang entlang und eine Treppe hinab. Ein weiterer Posten öffnete eine prächtig verzierte, zweiflügelige Tür, durch die der Herzog schnaufend stürmte, den Jäger im Schlepptau, der erstaunt registrierte, was für ein enormes Tempo der Oberbefehlshaber der Tempelwachen entwickeln konnte. Offiziell stand Prinz Lamfar zwar im Rang über dem Herzog, hatte aber die Befehlsgewalt in den Händen des Erfahreneren belassen. Beide – Rigbalton von Rauni wie Prinz Lamfar – waren nicht freiwillig hier. Während der Prinz das Opfer einer Hofintrige geworden war, verbüßte der Herzog in diesem vergessenen Winkel der Welt seine Verbannung, die ihm der Kazan auferlegt hatte, als er sich geweigert hatte, die kazanischen Truppen in ein militärisches Abenteuer ungewissen Ausgangs zu führen.

Der Raum war noch größer und noch edler eingerichtet, als das herzogliche Gemach, das Kanturiol kurz in Augenschein nehmen konnte. Ein riesiges, unbenutztes Bett befand sich in der Nähe des

Fensters, dessen Flügel weit offen standen. Das Zimmer schien leer.

Da sah Kanturiol die breite Blutspur auf dem Boden, die von der Mitte des Raumes um das Bett herumführte. Wie ein Blitzschlag durchfuhr ihn ein Gefühl der Panik und er stürzte vorwärts. Unmittelbar unter dem Fenster sah er eine blutüberströmte Gestalt am Boden hocken. Sie kauerte dort in einer merkwürdigen Haltung stützte den Kopf gegen die Wand. Kanturiol brauchte sie nicht zu berühren, um zu wissen, dass kein Leben mehr in ihr war.

Später schämte er sich, dass es ausgerechnet das Gefühl der Erleichterung war, dass sich in diesem Moment beim Anblick von Prinz Lamfars Leiche in ihm ausbreitete.

»Sie ist fort«, sagte der Herzog lakonisch.

Der Anflug von Erleichterung wurde augenblicklich von einer stärkeren Empfindung zur Seite gefegt. Enttäuschung und Verbitterung.

»Odira hat es geschafft, zehn Tempelwachen zu überreden, sie zu begleiten«, fuhr Rigbalton fort. »Mit anderen Worten: Ihre Chancen stehen gut, es bis zum Heerlager ihres Vaters zu schaffen …«

Enttäuschung und Verbitterung. Er hatte sie von Anfang an falsch eingeschätzt. Er wusste, dass er sich selbst etwas vorgemacht hatte. Schließlich hatte sie ja auch ihn anfangs ins Jenseits befördern wollen. Trotzdem hätte er nie vermutet, dass sie imstande war, jemanden wie Prinz Lamfar aus purem Kalkül skrupellos und kaltblütig zu ermorden. In diesem Moment war es gleichgültig, dass er den Prinzen noch vor Kurzem für einen arroganten, überheblichen Geck gehalten hatte. Was auch immer vorgefallen sein mochte, ein solches Ende hatte er nicht verdient. Und ein solcher Mord wäre nach Kanturiols Meinung auch für die Verwirklichung von Odiras Plänen nicht nötig gewesen.

Er begriff, warum sie ihn schließlich fast ohne zu Murren bis zum Tempel begleitet hatte. Sie war sich sicher, hier genug Wachen zu finden, die sie auf ihrem Weg zurück zu ihrem Vater schützen würden und die wahrscheinlich froh waren, den bisher so eintönigen, schlecht bezahlten und letztlich verlorenen Posten, auf dem sie standen, gegen den Kriegsdienst in Malachenkos Armee eintauschen zu können.

Sie würden schon bald wieder zum Tempel zurückkehren. Als Soldaten im Heer des Eroberers. Und ab sofort sah die ganze Situation viel düsterer aus. Denn Odira wusste, wie leicht man in die Tempelanlage hineinkommen konnte. Kanturiols Knie fühlten sich auf einmal an, als bestünden sie aus Pudding. Er setzte sich langsam, als wäre es zerbrechlich wie dünnes Porzellan, auf den Rand des Betts und starrte auf die breite Blutspur, die wie ein gewaltiger Pinselstrich über den Boden gemalt worden war.

*

Es war, als bilde die Luft um Breg Suntron einen massiven,

undurchdringlichen Wall, der alles mit brutaler Gewalt zur Seite schob. Wohin sich der Stellvertreter D'aertes auch bewegte, überall hinterließ er in der Art einer mächtigen Bugwelle eine breite Spur der Angst. Selbst unter den Leuten, die Milan D'aerte treu ergeben waren. Auch sie wichen mit gesenktem Blick zur Seite, sobald er eins der zahllosen Decks der GRALASH betrat.

Schon das erste Mal, als Dana Frost diesem Hünen begegnet war, war ihr bewusst geworden, dass dieser J'ebeem die eigentliche Stütze der Herrschaft Milan D'aertes bildete. Wem es gelang, dieses Monstrum auf zwei Beinen zu steuern, hatte ein eindrucksvolles, ein im wahrsten Sinne des Wortes schlagkräftiges Argument zur Hand. Ein Argument, das allein durch seine Präsenz Widerrede oder gar Widerstand gar nicht erst aufkommen ließ. Nicht einmal die geflügelten Gorillas ähnelnden Xabong strömten eine solche Brutalität aus.

Breg Suntron veranlasste die Leute, sich zu ducken. Sie schalteten die eigenen Bedürfnisse aus, reduzierten sich darauf, Anweisungen und Befehle entgegenzunehmen, um sie pflichtschuldigst umgehend auszuführen. Natürlich verdankte er diese Ausstrahlung seiner überwältigenden physischen Präsenz. Doch das allein hätte nicht gereicht, um sich in der gnadenlosen Hackordnung der Sklavengesellschaft auf dem Morax-Raumer, tatsächlich nach ganz oben, nach *fast* ganz oben zu arbeiten. Selbst von allen geprügelte und gedemütigte Sklaven, die sich gegenseitig misstrauisch belauerten, kamen irgendwann darauf, dass sie – wenn sie sich zusammentaten – in der Lage waren, einen Killer wie Suntron zu besiegen.

Neben der physischen Präsenz war es deshalb auch das intuitive, umfassende Wissen über alles, was rings um ihn herum geschah, das ihn schützte. Hinzu kam eine überraschende, verbindliche Freundlichkeit, mit der er seinen Zuträgern begegnete, wenn sie sich mit ihm trafen. Das alles schüchterte die Personen in seinem Einflussbereich nicht nur ein, sondern machte sie auch abhängig.

Diese letztgenannten Fähigkeiten teilte er mit seinem Chef Milan D'aerte, der ihm in der instinktiven Handhabung solcher Machtinstrumente allerdings überlegen war. Vielleicht bestand darin der Hebel, mit dem es D'aerte gelungen war, Breg Suntron zu seinem wirkungsvollsten Werkzeug zu machen.

Zuerst einmal jedoch überwältigte »die rechte Hand«, wie Suntron ehrfurchtsvoll genannt wurde, durch seine körperliche Erscheinung. Mit fast zwei Meter zwanzig Körpergröße überragte er seine Umgebung fast immer um mindestens anderthalb Hauptеslängen. Gleichzeitig war er auch massig und breit gebaut, ohne dass er ein Gramm Fett zu viel auf die Waage brachte. Sein Hals verschwand beinahe unter den Muskelgebirgen, die sich von seinen Schultern zum Kopf türmten. Das stahlharte Kraftpaket stand auf säulendicken Beinen und schien von Kopf bis Fuß aus purer Energie zu bestehen.

Zu den wenigen Vergnügungen, die der Masse der hart schuftenden Sklaven gelegentlich gestattet wurde, zählten die Kämpfe. Die meisten

Sklaven waren fest davon überzeugt, dass selbst ihre Besitzer, die allmächtigen Morax, wichtige Entscheidungskämpfe auf ihren Monitoren verfolgten, um die besten Kämpfer auf eroberten Welten gegen solche anderer Morax-Mutterschiffe antreten zu lassen.

Damit hatten sie recht. Die Morax regelten ihre Streitigkeiten selbst in einer Arena, und tatsächlich kam es vor, dass sie hin und wieder Sklaven gegeneinander antreten ließen.

Aber das waren nur Gerüchte. Ob es etwas daran war, wussten weder Dana Frost noch Bran Larson. Was sie wussten und was sie beide, nun da die Begegnung unmittelbar bevorstand, mit Sorge erfüllte, war die Tatsache, dass den nächsten Kampf niemand anderes als Breg Suntron persönlich bestreiten würde. Und dass es sich um eine Premiere der besonderen Art handeln würde.

Die Kämpfe fanden im größten den Sklaven zur Verfügung stehenden Saal der GRALASH statt. Der Ring stand in der Mitte. Um ihn herum waren ähnlich einem rostigen Amphie-Theater an allen Seiten Podeste aufeinandergeschichtet worden, sodass eine größtmögliche Zuschauerschar untergebracht werden konnte. Trotzdem fand nur ein Bruchteil der Sklaven auf den Rängen Platz. Die Plätze waren heiß begehrt. Die besten waren D'aerte und seinen Handlangern vorbehalten. Ansonsten bekam jede Arbeitsgruppe ein kleines Kontingent, um das sich die Leute dann prügelten. Manche erhielten wegen besonderer Verdienste Einladungen, so auch Bran Larson. Eigentlich wäre auch Dana eine Kandidatin für einen Ehrenplatz gewesen. Doch ihr Platz sollte ein anderer sein: im Ring.

»Niemand erwartet, dass ein Kämpfer, der den Mut hat, gegen Breg Suntron anzutreten, ihn auch besiegen wird!« Milan D'aertes Stimme hallte durch den Raum. Kaum war er aufgestanden, wurde es schlagartig ruhig. Jeder wusste, jetzt ging es los. »Das ist bisher noch niemandem gelungen und das wird auch in Zukunft nicht geschehen. Schließlich heißt es nicht umsonst, dass meine rechte Hand unbesiegbar ist!«

Die Menge begann wie von unsichtbaren Fäden gezogen wieder zu toben. Auf ein Handzeichen ebbte der Tumult erneut ab.

»Es gab bisher nur zwei Kämpfer, die es geschafft haben, einen Kampf mit Breg nicht nur zu überleben, sondern auch die vorgeschriebene Zeit zu überstehen, ohne endgültig auf die Bretter geschickt zu werden.« Das war etwas übertrieben. Tatsächlich hatte noch niemand bei den Kämpfen den Tod gefunden. Die Morax mochten es nicht, wenn sich ihre Sklaven gegenseitig umbrachten. »Natürlich war es ihnen dennoch unmöglich Breg ernsthaft in Gefahr zu bringen oder gar zu besiegen. Ihr Sieg bestand darin, durchgehalten zu haben. Sie sind heute unsere Ehrengäste, Applaus für Ruolff und Gollba!«

Zwei Gestalten, von denen einer einen schmutzigen Verband um den Kopf trug, der andere sich nur mit Hilfe einer Krücke aufrichten konnte, erhoben sich. Die Menge klatschte ihnen begeistert zu. Unter

den Zuschauern waren viele, die sich noch an die Kämpfe der beiden erinnern konnten. Sie mochten immer noch unter ihren Verletzungen leiden, die Breg Suntron ihnen zugefügt hatte, aber sie hatten sich auf den Beinen gehalten und zählten seitdem zu D'aertes Freunden. Damit waren sie innerhalb der Sklaven-Hierarchie steil aufgestiegen.

»Genau darum geht es!«, fuhr Milan D'aerte fort. »Nicht zu Boden gehen. Den Orkan Breg Suntron überstehen! Jeder Kampf besteht aus fünf Runden, jede Runde dauert mindestens drei Minuten. Ist der Kampf spannend, kann das Publikum verlangen, dass die Runde verlängert wird. Gekämpft wird ohne Waffen. Ansonsten sind alle Kampftechniken erlaubt.«

Minslow, der Eunuch, hatte also die Wahrheit gesagt. »Hältst du nur lange genug durch, verbesserst du damit nicht nur deine Position, sondern auch die deiner Freunde.« Damit hatte er natürlich in erster Linie auch seine eigene Stellung gemeint, die hier an Bord der GRALASH deutlich gesunken war.

Kaum hatte Dana den Ring betreten, brach ein ohrenbetäubender Lärm los. Das also war die Premiere. Erstmals warf man dem Hünen ein Weib vor.

»D'aerte will Blut sehen«, schrie jemand in unmittelbarer Nähe von Larson.

»Das wird ein kurzes Vergnügen«, rief ein anderer. »Hoffentlich stehen noch weitere Gegner bereit …«

»Breg Suntron und Milan D'aerte schaffen es immer, dass wir auf unsere Kosten kommen!«, widersprach ein Dritter mit lauter Stimme.

»Milan hat Breg angewiesen, erst einmal ein wenig mit dem Kätzchen zu spielen, bevor es zur Sache geht …«

»Langsam! Das ist die Frau, die Msssarrr besiegt hat!«

»Blödsinn! Das war ihr Schoß-Kshagir.«

»Der wird der Frau hier nichts nutzen …« Kaum sprang Breg Suntron donnernd in den Ring, senkte sich von der Decke der ehemaligen Maschinenhalle ein Stahlkäfig herab, der genau über die Kampffläche passte.

»Damit du nicht versuchst, dich aus dem Staub zu machen, Schätzchen!«, knurrte Danas Gegner. Jemand schlug mit einer Eisenstange scheppernd gegen das Gitter des Käfigs.

Der Kampf hatte begonnen.

*

Obwohl der Dschungel sie noch verbarg, taten sie nichts, um ihr Näherkommen geheim zu halten. Sie machten die erste Patrouille, die ihnen in die Hände fiel, bis auf einen Mann nieder. Nachdem sie dem Überlebenden Waffen, Rüstung und Kleidung abgenommen hatten, stießen sie ihn im Kreis herum, schoren sein Fell und ritzten seine Haut. Schließlich ließen sie ihn auf glühender Holzkohle tanzen, bevor

sie ihn lachend wieder laufen ließen. Sie warfen ihm Äste und Steine hinterher, um ihm Beine zu machen.

Die Tempelwächter sollten wissen, wer da in einem Blitzmarsch den Dschungel durchquerte. Die Heere des Eroberers …

ENDE des ersten Teils

Stille Wasser

Leserstory
von Sascha »Andro« Vennemann

»Die Neuen kommen.« Brendon Heimlich rückte seine anthrazitfarbene Aufsehermütze mit dem rot leuchtenden Rangabzeichen zurecht und richtete sich in seinem Sessel auf, von dem aus er die Monitore beobachtet hatte. Er hatte bis gerade nur mit einem halben Auge die Anzeigen kontrolliert, es sich gemütlich gemacht und ließ leise einige Oldies, aufgenommen Ende des 20. Jahrhunderts, über die Rechnereinheit laufen. Die Songs dudelten leise aus versteckten Lautsprechereinheiten, über die vor Kurzem auch das Warnsignal erklungen war, dass einen neuen Transport angekündigt hatte – genau im Zeitplan.

»Was sagen die Anzeigen, wie viele bekommen wir dieses Mal rein?«, rief sein Kollege Bernd Kaltenhauser aus dem angrenzenden Büro.

»An die zwanzig. Ich hab noch nicht genau in die Personal-Daten reingeschaut. Die Zuweisung zu den Parzellen erfolgt eh erst am Tage. Also in circa 20 Stunden«, erfolgte Heimlichs Antwort.

»Wann trifft der Transport ein?« Kaltenhausers Stimme klang alles andere als aufgeregt.

»In etwas mehr als zwei Stunden. Schlaf weiter!«

Ein müdes Lachen erklang aus dem Büro des zweiten Wachmanns. Dann ein Seufzen und ein Rascheln, von dem Heimlich annahm, das es sich um eine Decke handelte, die Kaltenhauser immer um seinen hageren Körper geschlagen hatte, weil ihn von der Müdigkeit und der Langeweile immer sehr schnell kalt wurde.

Heimlich streckte sich und gähnte. Dass es auf Mimas V über 40 Stunden dauerte, bis die Nacht vorüber war, trug nicht gerade dazu bei, sich während der drei Zwölfstundennachtschichten munter und wach zu fühlen. Die Eigenrotation von Mimas V, einem der wenigen Planeten der Solaren Welten, die als Strafkolonie genutzt wurden, war so gering, dass die Nacht verglichen zur irdischen Dunkelphase fast viermal so lang war. Dasselbe galt für die Tage. Glücklicherweise war die Schwerkraft und die Klimazoneneinteilung auf dem Planeten der Erde sehr ähnlich, sodass, außer der verlängerten Tage und der längeren Jahreszeitenwechsel in den gemäßigten Zonen, nicht besonders viel dagegen sprach, den Planeten zu besiedeln. Warum man ihn dann als Strafkolonie einsetzte und nicht zur regulären Siedlung gemacht hatte, verdankte er seiner besonderen Lage. Die Sonne Mimas lag äußerst isoliert an einem der Randbezirke des Einflussbereichs der Solaren Welten. Dauerten die Reisen zwischen einzelnen besiedelten Systemen sonst nur wenige Tage bis zu zwei Wochen, war man nach Mimas einen ganzen Monat unterwegs. Selbst Eigenbrödler suchten sich lieber eine einsame Ecke auf einem Planeten, der näher am

Zentrum des Territoriums der Menschen lag.

Brendon Heimlich blinzelte, gähnte erneut und checkte noch einmal die Ankunftszeit des Transporters, der neben Nahrungsmitteln, Ersatzteilen und Medikamenten auch neue Gefangene nach Mimas V brachte.

»Na wunderbar!«, murmelte der Wachmann leise, während er sich erhob und seine Überwachungsstation verließ. Er ging durch die Tür und trat auf den kreisrunden Mittelgang der Zitadelle.

Die Strafkolonie war kein gewöhnliches Gefängnis und unterschied sich von den Gefangenenkomplexen anderer Planeten. Auf Mimas V hatte die GalAb eine Modellanlage errichtet, die darauf abzielte, dass sich die Gefangenen unter humanen Bedingungen selbst versorgen konnten – durch Landwirtschaft. Das mehrere Quadratkilometer umfassende Gelände war kreisrund angelegt. In der Mitte der Anlage befand sich ein hoher Turm, die Wach-Zitadelle. Der massive Bau erhob sich beinahe hundert Meter über den Boden und glich in Aufbau und Aussehen einem antiken irdischen Flughafentower.

Die oberen Sektionen waren komplett mit reflektierendem Glas verkleidet, rundherum waren die Wachbüros untergebracht, fünfundzwanzig der insgesamt fünfzig bogenförmigen Zimmer, deren Außenwände den direkten Blick auf die Anlage zuließen, waren rund um die Uhr besetzt. Nachts verzichtete man auf eine großflächige Beleuchtung der Strafkolonie, man benutzte ein ausgeklügeltes System aus stationären Infrarotkameras, die am Turm angebracht waren, und einer ebenso wirksamen Satellitenüberwachung, die permanent die Lebenszeichen und Identifikations-Signale der Gefangenen überwachte.

Den Häftlingen wurde bei der Eingangsuntersuchung eine Ladung Nanobots injiziert, die sich beständig im Blutkreislauf hielten und den Menschen markierten. Man musste schon komplett ausbluten, um sich dieser Überwachungsmaßnahme zu entziehen. Das hatte bisher noch niemand gewagt. Selbstmord war kein Thema auf Mimas V. Dazu ging es den Häftlingen viel zu gut. Auf dem Gelände waren sie in Parzellen untergebracht, die insgesamt etwas bildeten, das beinahe wie eine Schrebergartensiedlung aussah. Jeder der Gefangenen, die allesamt langjährige bis lebenslange Haftstrafen verbüßen mussten, hatte eine kleine Hütte, in der er wohnte und ein angrenzendes Stück Land. Die Parzellen waren durch Zäune voneinander getrennt, deren Material nicht nur äußerst leitfähig für Strom, sondern auch mit normalen Werkzeugen nicht zu durchtrennen waren.

Saatgut und Werkzeug wurde den Sträflingen gestellt, sie wurden in Seminaren und Schulungen landwirtschaftlich ausgebildet und konnten sich, so sie denn wollten, nach einer Weile mit Nahrung selbst versorgen. Das hatte den Vorteil, dass diejenigen, welche die Aussicht auf eine Entlassung hatten, bei ihrer Freilassung eine neue Perspektive sahen und sich in einer Reintegrationsmaßnahme als Farmer auf einem anderen Siedlungsplaneten selbstständig machen konnten.

Für alle anderen bedeutete der eigene Acker eine Steigerung der Lebensqualität, denn das Anstaltsessen, dass denjenigen überbracht wurde, sie sich weigerten selbst etwas anzubauen, oder in ihren Fertigkeiten noch nicht so weit waren, sich selbst versorgen zu können, war wenig schmackhaft und abwechslungsreich. Außerdem hielt die Landwirtschaft die Gefangenen beschäftigt, so dass sie weniger an die ohnehin kaum mögliche Flucht oder an ihr eigentlich ja trauriges Schicksal denken konnten.

Brendon Heimlich fand diese Art der Strafkolonie äußerst wirksam. Tatsächlich war die Rückfallquote derer, die von Mimas V zurück ins normale Leben kamen, äußerst gering. Er überlegte, während er sich eine halbe Stunde lang im kreisförmigen Korridor, von dem die Überwachungsbüros abgingen, die Beine vertrat, ob er nicht zur Abwechslung eine Runde mit dem Shower-Gleiter drehen und das Gelände wässern sollte. Es hatte seit Tagen nicht geregnet, und das satte Grün mancher Gemüsebeete hatte schon um einiges nachgelassen. Damit die Ernte nicht zu vertrocknen drohte, wurde mit dem Shower-Gleiter in einer Sprühregensimulation über den Parzellen Wasser abgegeben. Jetzt, in der Nacht, war dafür die beste Zeit, denn das Wasser konnte in den Boden einziehen ohne gleich wieder im Sonnenschein zu verdunsten. Heimlich beschloss, dass es an der Zeit sei, es regnen zu lassen.

»Hey, Schlafmütze!«, sagte er in der Tür zu Kaltenhausers Büro zu seinem Kollegen. »Übernimm mal meine Sektion auf deine Monitore. Ich spiel mal eine Runde Petrus!«

»Geht klar, Brendon«, antwortete der aus dem Dämmerschlaf hochgeschreckte Bernd Kaltenhäuser und rieb sich die Augen. »Shower-Gleiter II müsste voll getankt und einsatzbereit sein. Ach ja, vergiss nicht die Düngemittel beizumischen. Ein Fünfzig-Kilo-Sack sollte genügen.«

»In Ordnung. Da werden sich unsere Gäste freuen, wenn ihre Kartoffeln zur Größe von Honigmelonen anwachsen …«

Die neuesten Düngemittel waren chemische Hochleistungsprodukte und wurden von irdischen Produzenten auch gerne auf Mimas V getestet. Bei den Transporten wurden daher auch Daten mit statistischen Angaben zu Ernten, Erträgen, aber auch allergischen Reaktionen oder Krankheiten, die auf die Verwendung der Düngemittel zur Produktion von Lebensmitteln zurückzuführen sein konnten, übermittelt und anschließend anderswo ausgewertet. Auch heute war in der Lieferankündigung von einem neuartigen Dünger die Rede gewesen, der auf Mimas V eingesetzt werden sollte.

Heimlich kümmerte das alles nicht. Er tat nur, was von ihm verlangt wurde. Und das war in diesem Moment, hinunter in den Hangar zu gehen, den Shower-Gleiter einsatzfertig zu machen und es dann regnen zu lassen. Später würde er sich dann um den Transport und die nötigen Formalitäten kümmern …

Aus dem GalAb-Bericht 50-210-833,
betreffend: Projekt: Stille Wasser.
Status: Streng geheim!

»… zeigen die neuesten Berichte von Mimas V, dass das Projekt: Stille Wasser als voller Erfolg zu werten ist. Neben den ausbleibenden Nebenwirkungen ist auch die Effizienz des Wirkstoffes nunmehr im mehrmonatigen Versuch bestätigt. Die Rückfallquote ist immens niedrig, autoaggressives Verhalten sowie rebellische Umtriebe sind seit dem Einsatz des Mittels dort kaum noch vorgekommen. Wir empfehlen daher die Chemikalie ab sofort im Ernstfall anzuwenden. Damit sollten Rebellionen und Autonomie-Bestrebungen, wie wir sie jüngst im Falle der Genetikerwelten erleben mussten, bereits im Keim erstickt werden können. Auch die Verteilungsmethode über das Regenwasser und die nicht nachweisbare Anreicherung des Wirkstoffs in Anbaufrüchten zur Lebensmittelproduktion hat sich bewährt. So kann das Mittel auf einem Großteil der menschlichen Siedlungswelten als friedenssichernde Maßnahme eingesetzt werden. Die Testphase auf Mimas V läuft weiter. Der neuen, wiederum als Düngemittel getarnten Variante, wurde der Dronte-Virus als Schutzimpfung beigemischt. Untersucht werden sollen in den folgenden Monaten vor allem Wechselwirkungen des Virus mit der Tranquilizer-Chemikalie. Projekt: Stille Wasser wird fortgesetzt …«



Die Verschwörung

von Luc Bahl

Hat Dana Frost zu viel gewagt, als sie sich auf den aussichtslosen Kampf mit Breg Suntron einließ?

In was für eine schmutzige Intrige droht Valentina Duchamp auf der Erde verwickelt zu werden?

Und welche Geheimnisse erwartet die STERNENFAUST-Crew im Inneren der Hohlwelt?